Stöckelkeller

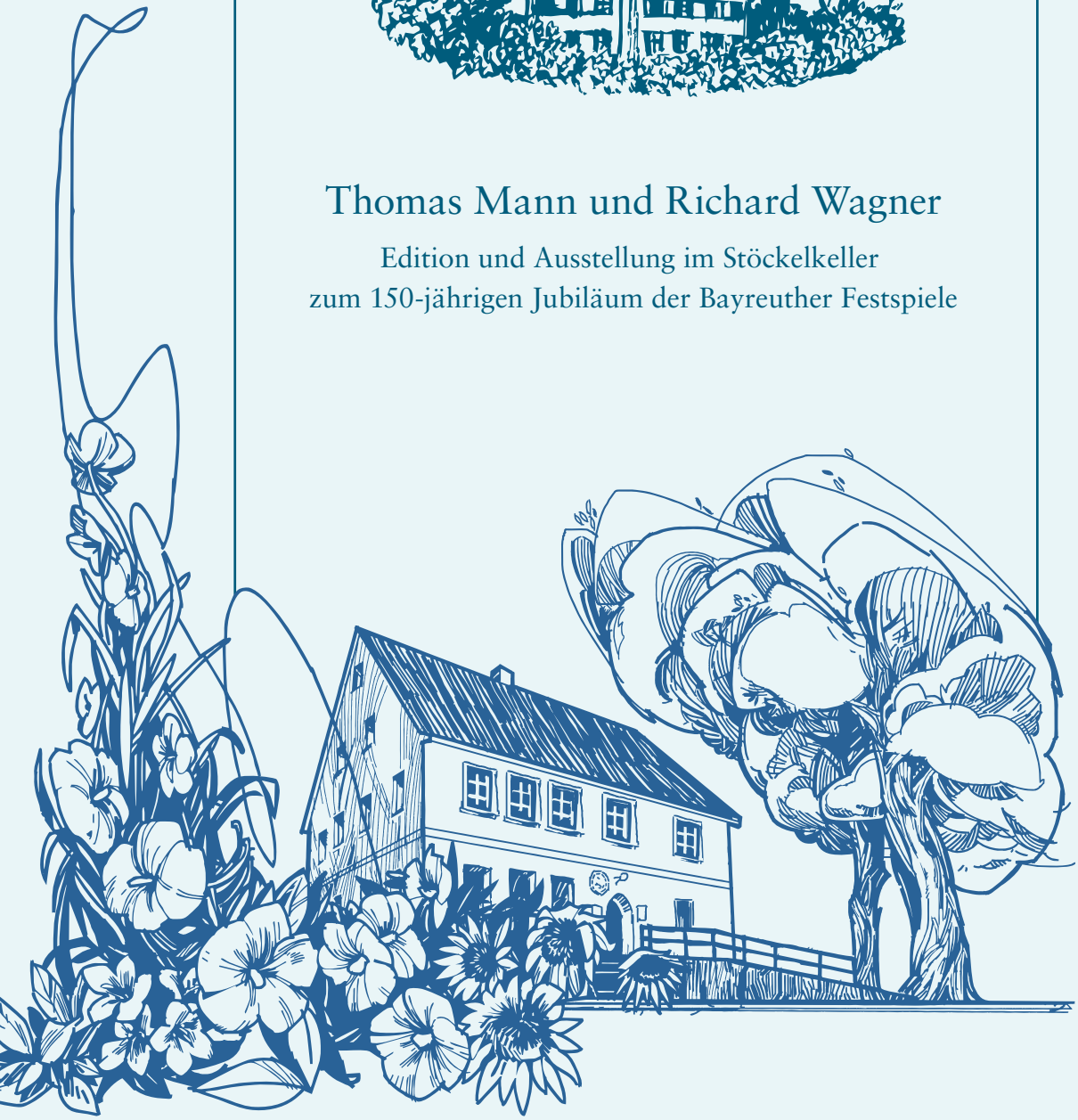
VILLAGE LODGE,
GOODS & ARTS

WÄLSUNGENBLUT



Thomas Mann und Richard Wagner

Edition und Ausstellung im Stöckelkeller
zum 150-jährigen Jubiläum der Bayreuther Festspiele



THOMAS MANN

Wälsungenblut

Mit Steindrucken von Th. Th. Heine



Edition und Ausstellung im Stöckelkeller
zum 150-jährigen Jubiläum der Bayreuther Festspiele

Mit einem Nachwort von Nils Louen

Stöckelheller
VILLAGE LODGE,
GOODS & ARTS

Inhaltsverzeichnis

Einleitung 5

Vorwort 6

Wälsungenblut. Faksimile des Privatdrucks von 1921 . . . 9

Nils Louen: Nachwort 108

Impressum 118

Leseempfehlungen 119

Ausstellungsverzeichnis Stöckelkeller 120

Einleitung

»[…] Fragte man mich nach meinem Meister, so müßte ich einen Namen nennen, der meine Collegen von der Literatur wohl in Erstaunen setzen würde: Richard Wagner. Es sind in der That die Werke dieses Mächtigsten, die so stimulierend wie sonst nichts in der Welt auf meinen Kunsttrieb wirken, die mich immer wieder aufs Neue mit einer neidisch-verliebten Sehnsucht erfüllen, wenigstens im Kleinen und Leisen ›auch dergleichen zu machen‹, – und ich bin freudig bewegt, dies einmal aussprechen zu dürfen; denn da ich noch nicht so weit bin, daß bessere Psychologen genötigt wären, sich mit mir zu beschäftigen – in weiteren Kreisen bin ich, glaub' ich, als Schilderer guter Mittagessen geschätzt –, so weiß natürlich niemand etwas davon, obwohl der Titel meines letzten Buches Einiges darüber aussagt.

Oder hat von den acht- oder zehntausend geduldigen Leuten, die meine *Buddenbrooks* gelesen haben, dennoch einer oder der andere in diesem epischen, von Leitmotiven verknüpften und durchwobenen Generationenzuge vom Geiste des *Nibelungenringes* einen Hauch verspürt? *Buddenbrooks* und die Wälsungen, das ist komisch, nicht wahr? Aber ich sage ja: im Kleinen. Und meinetwegen auch im Komischen. […]«

Quelle: Thomas Mann, »Der französische Einfluß« (1904), in: *Gesammelte Werke in dreizehn Bänden*, Band X, Frankfurt am Main: S. Fischer, 1974, S. 837. Historische Schreibung beibehalten; offensichtliche Übertragungsfehler der Arbeitsfassung wurden korrigiert.

Buddenbrooks. Verfall einer Familie war 1901 zunächst in zwei Bänden erschienen; die preisgünstigere einbändige zweite Auflage von 1903 brachte dem jungen Autor den Durchbruch.

1905 entstand *Wälsungenblut*.

Vorwort

Seit 2020 organisieren wir im Stöckelkeller in Unternschreez bei Bayreuth Ausstellungen sowie Kunst- und Publikationsprojekte, oft mit dem Schwerpunkt Comickunst. Das 150-jährige Jubiläum der Bayreuther Festspiele im Jahr 2026 war für uns der Anlass, Thomas Manns Novelle *Wälsungenblut* neu in den Blick zu rücken: als digitales Buch und als Ausstellung der Illustrationen von Thomas Theodor Heine, der seine Arbeiten meist mit „Th. Th. Heine“ zeichnete, auf digitalen Leinwänden.

Thomas Mann ist für mich seit Langem ein Schlüssel zu großen Lese- und Hörerlebnissen (lassen Sie sich die Aufnahmen Gert Westphals nicht entgehen, die Sie auf den gängigen Plattformen wie Spotify finden). Kaum ein anderer Autor vermag Musik so in Sprache zu verwandeln. Man denke an das musikalische Finale der *Buddenbrooks* oder an den Roman *Doktor Faustus. Das Leben des deutschen Tonsetzers Adrian Leverkühn, erzählt von einem Freunde*.

Und dann Richard Wagner: Thomas Mann hat sich ihm ein Leben lang mit Bewunderung, Widerstand und produktiver Unruhe genähert. Briefe, Tagebücher, Vorträge und Essays zeugen davon; auch in den erzählerischen Werken ist Wagner immer wieder gegenwärtig. Wer Thomas Manns lebenslange Auseinandersetzung mit Wagner weiterverfolgen möchte, findet in *Im Schatten Wagners. Thomas Mann über Richard Wagner. Texte und Zeugnisse*, herausgegeben und kommentiert von Hans Rudolf Vaget, eine ebenso konzentrierte wie kenntnisreiche Lektüre.

Wälsungenblut war für die *Neue Rundschau* vorgesehen, doch Mann zog den Text vor der geplanten Veröffentlichung 1906 zurück. Erst 1921 erschien *Wälsungenblut* im Münchner Phantasus-Verlag als bibliophiler Privatdruck in 530 nummerierten und von Autor und Illustrator signierten Exemplaren. Th. Th. Heine schuf dafür Steindrucke und Zeichnungen. 1958 wurde die Novelle in die Stockholmer Gesamtausgabe aufgenommen und damit erstmals einem breiten deutschsprachigen Publikum zugänglich.

Unsere Ausgabe übernimmt den fotomechanischen Nachdruck, den der Aufbau-Verlag 1975 in Berlin und Weimar nach dem Privatdruck von 1921 herausgab. Wir reproduzieren dieses Faksimile erneut und ergänzen es um ein Nachwort des Lübecker Literaturwissenschaftlers und Thomas-Mann-Experten Nils Louen.

Zugleich lösen wir Heines Illustrationen aus den Buchseiten: Sie erscheinen auf den digitalen Leinwänden der Stöckelkeller-Galerie, auf einem eigens gestalteten Bierkrug sowie auf Drucksachen für unsere Gäste. So wird aus der Reproduktion kein bloßer Rückblick, sondern eine Begegnung von Literatur, Bild und Ort.

Mit Heine schließt sich für den Stöckelkeller ein Kreis zur heutigen Comickunst. Heine gehörte zu den prägenden Zeichnern der Satirezeitschrift *Simplicissimus*; Thomas Mann wiederum veröffentlichte dort frühe Texte und arbeitete von 1898 bis 1900 im Umfeld des Verlegers Albert Langen und dieser Zeitschrift.

Zum Abschluss eine persönliche Empfehlung: *Deutsche Hörer! Radiosendungen nach Deutschland*. In diesen zwischen 1940 und 1945 entstandenen Radioansprachen richtet sich Thomas Mann aus dem Exil an die Deutschen. Die 2025 bei S. Fischer erschienene Neuausgabe mit einem Vorwort und einem Nachwort von Mely Kiyak macht eindringlich hörbar, was öffentliche Sprache vermag, wenn Klarheit und moralischer Mut zusammenkommen. Wer Thomas Mann nicht nur als großen Erzähler, sondern auch als politische Stimme kennenlernen möchte, sollte dieses Buch lesen.

Wir gratulieren zu 150 Jahren Bayreuther Festspiele!

Christoph Scholz
Unternschreez, Oktober 2026

Thomas Mann



Wälsungenblut

Mit Steindrucken von

Th. Th. Heine



Thomas Mann
Thomas Theodor Heine

Wälsungenblut

Aufbau-Verlag
Berlin und Weimar
1975


PhVM

THOMAS MANN

Wälsungenblut

Thomas Mann

Wälsungenblut

Mit Steindrucken von

Th. Th. Heine

Phantasus-Verlag · München







Da es sieben Minuten vor zwölf war, kam Wendelin in den Vorsaal des ersten Stockes und rührte das Tamtam. Breitbeinig, in seinen veilchenfarbenen Kniehosen, stand er auf einem altersblassen Gebetsteppich und bearbeitete das Metall mit dem Klöppel. Der erzene Lärm, wild, kannibalisch und übertrieben für seinen Zweck, drang überall hin: in die Salons zur Rechten und Linken, den Billardsaal, die Bibliothek, den Wintergarten, hinab und hinauf durch das ganze Haus, dessen gleichmäßig erwärmte Atmosphäre durchaus mit einem süßen und exotischen Parfum geschwängert war. Endlich schwieg er, und Wendelin ging noch sieben Minuten lang anderen Geschäften nach, indes Florian im Eßsaal die letzte Hand an den Frühstückstisch legte. Aber Schlag zwölf Uhr ertönte die kriegerische Mahnung zum zweitenmal. Und hierauf erschien man.

Herr Aarenhold kam mit kurzen Schritten aus der Bibliothek, wo er sich mit seinen alten Drucken

beschäftigt hatte. Er erwarb beständig literarische Altertümer, Ausgaben erster Hand in allen Sprachen, kostbare und moderige Scharteken. Indem er sich leise die Hände rieb, fragte er in seiner gedämpften und ein wenig leidenden Art:



„Ist Beckerath noch nicht da?“

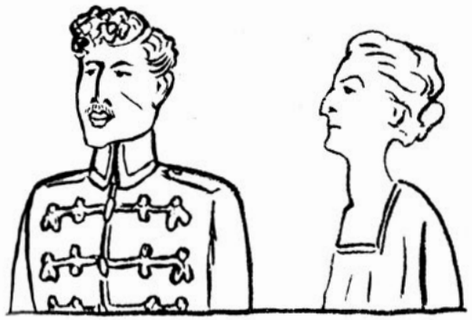
„Nun, er wird kommen. Wie wird er nicht kommen? Er spart ein Frühstück im Restaurant,“ antwortete Frau Aarenhold, indem sie auf dem dicken Läufer geräuschlos über die Treppe kam, auf deren Absatz eine kleine, uralte Kirchenorgel stand.

Herr Aarenhold blinzelte. Seine Frau war unmöglich. Sie war klein, häßlich, früh gealtert und wie unter einer fremden, heißeren Sonne verdorrt. Eine Kette von Brillanten lag auf ihrer eingefallenen Brust. Sie trug ihr graues Haar in vielen Schnörkeln und Ausladungen zu einer umständlichen und hochgebauten Coiffure angeordnet,



in welcher, irgendwo seitwärts, eine große, farbig funkelnde und ihrerseits mit einem weißen Federbüschel gezierte Brillant-Agraffe befestigt war. Herr Aarenhold und die Kinder hatten ihr diese Haartracht mehr als einmal mit gut gesetzten Worten verwiesen. Aber Frau Aarenhold bestand mit Zähigkeit auf ihren Geschmack.

Die Kinder kamen. Es waren Kunz und Märit, Siegmund und Sieglind. Kunz war in betreßter Uniform, ein schöner, brauner Mensch mit aufgeworfenen Lippen und einer gefährlichen Hiebnarbe. Er übte sechs Wochen bei seinem Husarenregiment. Märit erschien in miederlosem Gewande. Sie war aschblond, ein strenges Mädchen von achtundzwanzig mit Hakennase, grauen Raubvogelaugen und einem bittern Munde. Sie studierte die Rechte und ging mit einem Ausdruck von Verachtung durchaus ihre eigenen Wege.

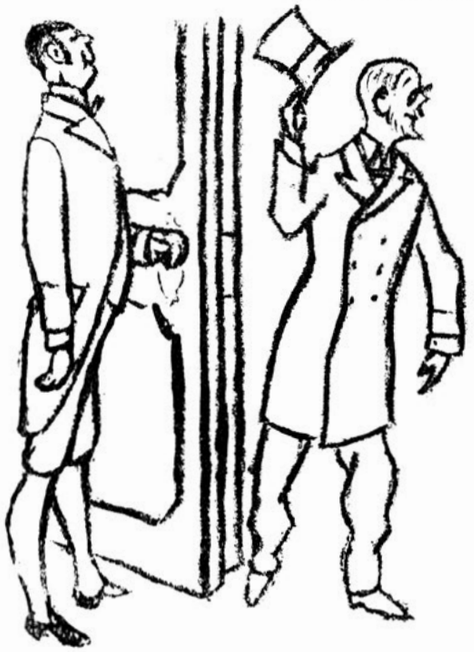


Siegmund und Sieglind kamen zuletzt, Hand in

Hand, aus dem zweiten Stock. Sie waren Zwillinge und die Jüngsten: grazil wie Gerten und kindlich von Wuchs bei ihren neunzehn Jahren. Sie trug ein bordeauxrotes Samtkleid, zu schwer für ihre Gestalt und im Schnitt der florentinischen Mode von Fünfzehnhundert sich nähernd. Er trug einen grauen Jackett-Anzug mit einer Krawatte aus himbeerfarbener Rohseide, Lackschuhe an seinen schlanken Füßen und Manschettenknöpfe, die mit kleinen Brillanten besetzt waren. Sein starker, schwarzer Bartwuchs war rasiert, so daß auch seinem mageren und fahlen Gesicht mit den schwarz zusammengewachsenen Brauen das Ephebenhafte seiner Gestalt gewahrt blieb. Sein Kopf war mit dichten, schwarzen, gewaltsam auf der Seite gescheitelten Locken bedeckt, die ihm weit in die Schläfen wuchsen. In ihrem dunkelbraunen Haar, das in tiefem, glatten Scheitel über die Ohren frisiert war, lag ein goldener Reif, von dem in ihre Stirn hinab eine große Perle hing, — ein Geschenk von ihm. Um eines seiner knabenhaften Handgelenke lag eine gewichtige goldene Fessel, — ein Geschenk von ihr. Sie waren einander sehr ähnlich. Sie hatten dieselbe ein

10

wenig niedergedrückte Nase, dieselben voll und weich aufeinander ruhenden Lippen, hervortretenden Wangenknochen, schwarzen und blanken Augen. Aber am meisten glichen sich ihre langen und schmalen Hände, — dergestalt, daß die seinen keine männlichere Form, nur eine rötlichere Färbung aufwiesen, als die ihren. Und sie hielten einander beständig daran, worin sie nicht störte, daß ihrer beider Hände zum Feuchtwerden neigten …



Man stand eine Weile auf den Teppichen in der Halle und sprach fast nichts. Endlich kam von Bekkerath, der Verlobte Sieglindens. Wendelin öffnete ihm die Flurtüre, und er kam herein in schwarzem Schoßrock und entschuldigte sein Zuspätkommen

11

nach allen Seiten. Er war Verwaltungsbeamter und von Familie, — klein, kanariengelb, spitzbärtig und von eifriger Artigkeit. Bevor er einen Satz begann, zog er rasch die Luft durch den offenen Mund ein, indem er das Kinn auf die Brust drückte.

Er küßte Sieglinden die Hand und sagte:

„Ja, entschuldigen auch Sie, Sieglinde! Der Weg vom Ministerium zum Tiergarten ist so weit…“

Er durfte sie noch nicht duzen; sie liebte das nicht.

Sie antwortete ohne Zögern:

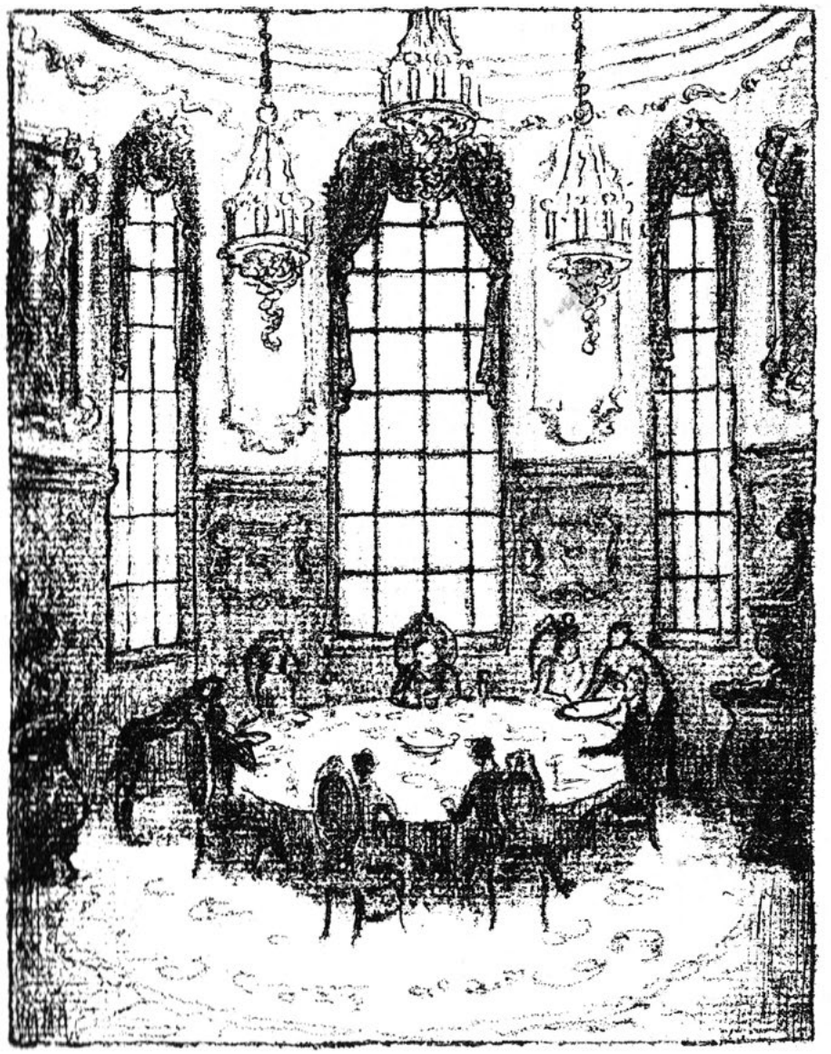
„Sehr weit. Und wie nun übrigens, wenn Sie in Anbetracht dieses Weges Ihr Ministerium ein wenig früher verließen?“

Kunz fügte hinzu, und seine schwarzen Augen wurden zu blitzenden Ritzen:

„Das würde von entschieden befeuernder Wirkung auf den Gang unseres Hauswesens sein.“

„Ja, mein Gott… Geschäfte…“ sagte von Beckerath matt. Er zählte fünfunddreißig Jahre.

Die Geschwister hatten mundfertig und mit scharfer Zunge gesprochen, scheinbar im Angriff und doch vielleicht nur aus eingeborener Abwehr, verletzend und wahrscheinlich doch



nur aus Freude am guten Wort, so daß es pedantisch gewesen wäre, ihnen gram zu sein. Sie ließen seine arme Antwort gelten, als fänden sie, daß sie ihm angemessen sei und daß seine Art die Wehr des Witzes nicht nötig habe. Man ging zu Tische, voran Herr Aarenhold, der Herrn von Beckerath zeigen wollte, daß er Hunger habe.

Sie setzten sich, sie entfalteten die steifen Servietten. In dem ungeheuren, mit Teppichen belegten und rings mit einer Boiserie aus dem achtzehnten Jahrhundert bekleideten Speisesaal, von dessen Decke drei elektrische Lüstres hingen, verlor sich der Familientisch mit den sieben Personen. Er war an das große, bis zum Boden reichende Fenster gerückt, zu dessen Füßen, hinter niedrigem Gitter, der zierliche Silberstrahl eines Springbrunnens tänzelte und das einen weiten Blick über den noch winterlichen Garten bot. Gobelins mit Schäfer-Idyllen, die wie die Täfelung vor Zeiten ein französisches Schloß geschmückt hatten, bedeckten den oberen Teil der Wände. Man saß tief am Tische, auf Stühlen, deren breite und nachgiebige Polster mit Gobelins bespannt waren. Auf dem starken, blitzend



weißen und scharf gebügelten Damast stand bei jedem Besteck ein Spitzglas mit zwei Orchideen. Herr Aarenhold befestigte mit seiner hageren und vorsichtigen Hand das Pincenez auf halber Höhe seiner Nase und las mit argwöhnischer Miene das Menü, das in drei Exemplaren auf dem Tische lag. Er litt an einer Schwäche des Sonnengeflechts, jenes Nervenkomplexes, der sich unterhalb des Magens befindet und die Quelle schwerer Mißhelligkeiten werden kann. Er war daher gehalten, zu prüfen, was er zu sich nahm.



Es gab Fleischbrühe mit Rindermark, Sole au vin blanc, Fasan und Ananas.

Nichts weiter. Es war ein Familienfrühstück. Aber Herr Aarenhold war zufrieden: es waren gute, bekömmliche Sachen. Die Suppe kam. Eine Winde, die ins Büfett mündete, trug sie geräuschlos aus der Küche herab, und die Diener reichten sie um den Tisch, gebückt, mit konzentrierter Miene, in einer Art Leidenschaft des Dienens. Es waren winzige Täßchen aus zartestem durchschimmerndem Porzellan. Die weißlichen Markklümpchen schwammen in dem heißen, goldgelben Saft.

Herr Aarenhold fand sich durch die Erwärmung angeregt, ein wenig Luft aufzubringen. Mit behutsamen Fingern führte er die Serviette zum Munde und suchte nach einer Ausdrucksmöglichkeit für das, was ihm den Geist bewegte.

„Nehmen Sie noch ein Täßchen, Beckerath," sagte er. „Das nährt. Wer arbeitet, hat das Recht, sich zu pflegen und zwar mit Genuß ... Essen Sie eigentlich gern? Essen Sie mit Vergnügen? Wo nicht, desto schlimmer für Sie. Mir ist jede Mahlzeit ein kleines Fest. Jemand hat gesagt, das Leben sei doch schön, da es so eingerichtet sei, daß man täglich viermal essen könne. Er ist mein Mann. Aber um diese Einrichtung würdigen zu können, dazu gehört eine gewisse Jugendlichkeit und

Dankbarkeit, die sich nicht jeder zu erhalten versteht... Man wird alt, gut, daran ändern wir nichts. Aber worauf es ankommt, ist, daß die Dinge einem neu bleiben, und daß man sich eigentlich an nichts gewöhnt... Da sind nun," fuhr er fort, indem er ein wenig Rindermark auf einen Semmelbrocken bettete und Salz darauf streute, „Ihre Verhältnisse im Begriffe, sich zu ändern; das Niveau Ihres Daseins soll sich nicht unwesentlich erhöhen." (Von Beckerath lächelte.) „Wenn Sie Ihr Leben genießen wollen, wahrhaft genießen, bewußt, künstlerisch, so trachten Sie, sich niemals an die neuen Umstände zu gewöhnen. Gewöhnung ist der Tod. Sie ist der Stumpfsinn. Leben Sie sich nicht ein, lassen Sie sich nichts selbstverständlich werden, bewahren Sie sich einen Kindergeschmack für die Süßigkeiten des Wohlstandes. Sehen Sie... Ich bin nun seit manchem Jahr in der Lage, mir einige Annehmlichkeiten des Lebens zu gönnen;" (von Beckerath lächelte) „und doch versichere ich Sie, daß ich noch heute jeden Morgen, den Gott werden läßt, beim Erwachen ein wenig Herzklopfen habe, weil meine Bettdecke aus Seide ist. Das ist

Jugendlichkeit... Ich weiß doch, wie ichs gemacht habe; und doch, ich kann um mich blicken wie ein verwunschener Prinz..."
Die Kinder tauschten Blicke, jedes mit jedem und so rücksichtslos, daß Herr Aarenhold nicht umhin konnte, es zu bemerken und sichtlich in Verlegenheit geriet. Er wußte, daß sie einig gegen ihn waren und daß sie ihn verachteten: für seine Herkunft, für das Blut, das in ihm floß und das sie von ihm empfangen, für die Art, in der er seinen Reichtum erworben, für seine Liebhabereien, die ihm in ihren Augen nicht zukamen, für seine Selbstpflege, auf die er ebenfalls kein Recht haben sollte, für seine weiche und dichterische Geschwätzigkeit, der die Hemmungen des Geschmackes fehlten... Er wußte es und gab ihnen gewissermaßen recht; er war nicht ohne Schuldbewußtsein ihnen gegenüber. Aber zuletzt mußte er seine Persönlichkeit behaupten, mußte sein Leben führen und auch davon sprechen dürfen, namentlich dies. Er hatte ein Recht darauf, hatte nachgewiesen, daß er der Betrachtung wert war. Er war ein Wurm gewesen, eine Laus, jawohl; aber eben die Fähigkeit, dies so

inbrünstig und selbstverachtungsvoll zu empfinden, war zur Ursache jenes zähen und niemals genügsamen Strebens geworden, das ihn groß gemacht hatte... Herr Aarenhold war im Osten an entlegener Stätte geboren, hatte eines begüterten Händlers Tochter geehelicht und vermittelst einer kühnen und klugen Unternehmung, großartiger Machenschaften, welche ein Bergwerk, den Aufschluß eines Kohlenlagers zum Gegenstand gehabt hatten, einen gewaltigen und unversieglichen Goldstrom in seine Kasse gelenkt...

Das Fischgericht stieg hernieder. Die Diener eilten damit vom Büfett durch die Weite des Saales. Sie reichten die cremeartige Sauce dazu und schenkten Rheinwein, der leis auf der Zunge prickelte. Man sprach von Sieglindens und Beckeraths Hochzeit.

Sie stand nahe bevor, in acht Tagen sollte sie stattfinden. Man erwähnte der Aussteuer, man entwarf die Route der Hochzeitsreise nach Spanien. Eigentlich erörterte Herr Aarenhold allein diese Gegenstände, von seiten von Beckeraths durch eine artige Fügsamkeit unterstützt. Frau Aarenhold speiste gierig und antwortete, nach ihrer

Art, ausschließlich mit Gegenfragen, die wenig förderlich waren. Ihre Rede war mit sonderbaren und an Kehllauten reichen Worten durchsetzt, Ausdrücken aus dem Dialekt ihrer Kindheit. Märit war voll schweigenden Widerstandes gegen die kirchliche Trauung, die in Aussicht genommen war und die sie in ihren vollständig aufgeklärten Überzeugungen beleidigte. Übrigens stand auch Herr Aarenhold dieser Trauung kühl gegenüber, da von Beckerath Protestant war. Eine protestantische Trauung sei ohne Schönheitswert. Ein anderes, wenn von Beckerath dem katholischen Bekenntnis angehört hätte. — Kunz blieb stumm, weil er sich in von Beckeraths Gegenwart an seiner Mutter ärgerte. Und weder Siegmund noch Sieglind legten Teilnahme an den Tag. Sie hielten einander zwischen den Stühlen an ihren schmalen und feuchten Händen. Zuweilen fanden sich ihre Blicke, verschmolzen, schlossen ein Einvernehmen, zu dem es von außen nicht Wege noch Zugang gab. Von Beckerath saß an Sieglindens anderer Seite.



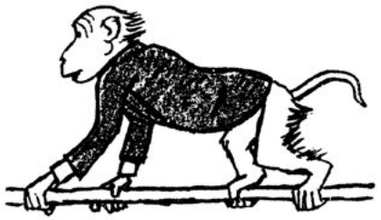
„Fünfzig Stunden," sagte Herr Aarenhold, „und

Sie sind in Madrid, wenn Sie wollen. Man schreitet fort, ich habe auf dem kürzesten Wege sechzig gebraucht... Ich nehme an, daß Sie den Landweg dem Seewege von Rotterdam aus vorziehen?"
Von Beckerath zog den Landweg eilfertig vor.
„Aber sie werden Paris nicht links liegen lassen. Sie haben die Möglichkeit, direkt über Lyon zu fahren... Sieglinde kennt Paris. Aber Sie sollten sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen... Ich stelle Ihnen anheim, ob Sie vorher Aufenthalt nehmen wollen. Die Wahl des Ortes, wo Ihnen der Honigmond anbrechen soll, bleibt billig Ihnen selbst überlassen..."
Sieglinde wandte den Kopf, wandte ihn zum erstenmal ihrem Verlobten zu: unverhohlen und frei, ganz unbesorgt, ob jemand acht darauf habe. Sie sah in die artige Miene an ihrer Seite, groß und schwarz, prüfend, erwartungsvoll, fragend, mit einem glänzend ernsten Blick, der diese drei Sekunden lang begrifflos redete, wie der eines Tieres. Doch zwischen den Stühlen hielt sie die schmale Hand ihres Zwillings, dessen zusammengewachsene Brauen an der Nasenwurzel zwei schwarze Falten bildeten...

Das Gespräch glitt ab, plänkelte eine Weile unstät hin und her, berührte eine Sendung frischer Zigarren, welche, in Zink verschlossen, eigens für Herrn Aarenhold aus Habana eingetroffen waren, und zog dann Kreise um einen Punkt, eine Frage rein logischer Natur, die beiläufig von Kunz aufgeworfen war: ob nämlich, wenn a die notwendige und ausreichende Bedingung für b sei, auch b die notwendige und ausreichende Bedingung für a sein müsse. Dies umstritt man, zersetzte es in Scharfsinn, brachte Beispiele bei, kam vom Hundertsten ins Tausendste, befehdete einander mit einer stählernen und abstrakten Dialektik und erhitzte sich nicht wenig. Märit hatte eine philosophische Unterscheidung, nämlich die zwischen dem realen und dem kausalen Grunde, in die Debatte eingeführt. Kunz erklärte, indem er mit erhobenem Kopfe auf sie hinabredete, den „kausalen Grund" für einen Pleonasmus. Märit bestand mit gereizten Worten auf dem Rechte ihrer eigenen Terminologie. Herr Aarenhold setzte sich zurecht, hob ein Brotstückchen zwischen Daumen und Zeigefinger empor und machte sich anheischig, das ganze zu erklären.

Er erlitt ein vollkommenes Fiasko. Die Kinder lachten ihn aus. Sogar Frau Aarenhold wies ihn zurück. „Was redest du?“ sagte sie. „Hast du's gelernt? Wenig hast du gelernt!“ Und als von Beckerath das Kinn auf die Brust drückte und die Luft durch den Mund einzog, um seine Meinung zu äußern, war man bereits bei etwas anderem.

Siegmund sprach. Er erzählte in ironisch gerührtem Tone von der gewinnenden Einfalt und Naturnähe eines Bekannten, der sich in Unwissenheit darüber erhalten habe, welches Kleidungsstück man als Jackett und welches als Smoking bezeichne. Dieser Parsifal rede von einem karrierten Smoking ... Kunz kannte einen noch beweglicheren Fall von Unverdorbenheit. Er handelte von einem, der zum Five o'clock tea in Smoking erschienen sei.



„Nachmittags im Smoking?“ sagte Sieglinde und verzog ihre Lippen ... „Das tun doch sonst nur die Tiere.“

Von Beckerath lachte eifrig, zumal sein Gewissen ihn mahnte, daß er selbst schon zu Tees im Smoking gegangen sei ... Man kam so, beim Geflügel, von Fragen allgemein kultureller Natur auf Kunst zu sprechen: auf bildende Kunst, in der von Beckerath Kenner und Liebhaber war, auf Literatur und Theater, wofür im Hause Aarenhold die Neigung vorherrschte, obgleich sich Siegmund mit Malerei beschäftigte.

Die Unterhaltung ward lebhaft und allgemein, die Kinder nahmen entscheidenden Anteil daran, sie sprachen gut, ihr Gebärdenspiel war nervös und anmaßend. Sie marschierten an der Spitze des Geschmacks und verlangten das äußerste. Sie gingen hinweg über das, was Absicht, Gesinnung, Traum und ringender Wille geblieben war, sie bestanden erbarmungslos auf dem Können, der Leistung, dem Erfolg im grausamen Wettstreit der Kräfte, und das sieghafte Kunststück war es, was sie ohne Bewunderung, doch mit Anerkennung begrüßten. Herr Aarenhold selbst sagte zu von Beckerath:

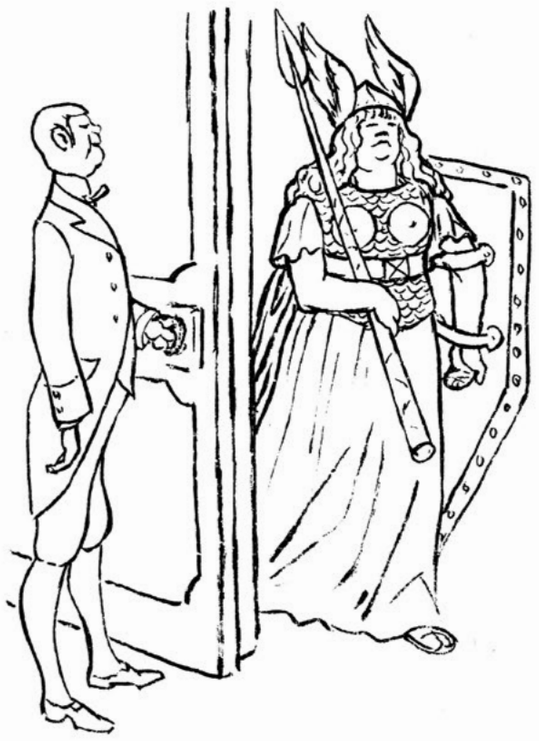
„Sie sind sehr gutmütig, mein Lieber, Sie nehmen den guten Willen in Schutz. Resultate,—mein

Freund! Sie sagen: Es ist zwar nicht ganz gut, was er macht, aber er war nur ein Bauer, bevor er zur Kunst ging; so ist auch dies schon erstaunlich. Nichts da. Die Leistung ist absolut. Es gibt keine mildernden Umstände. Er mache, was ersten Ranges ist, oder er fahre Mist. Wie weit hätte ich es gebracht mit Ihrer dankbaren Gesinnung? Ich hätte mir sagen können: Du bist nur ein Lump, ursprünglich; 's ist rührend, wenn du dich aufschwingst zum eigenen Kontor. Ich säße nicht hier. Ich habe die Welt zwingen müssen, mich anzuerkennen, — nun also, auch ich will zur Anerkennung gezwungen sein. Hier ist Rhodus; belieben Sie gütigst, zu tanzen!"

Die Kinder lachten. Einen Augenblick verachteten sie ihn nicht. Sie saßen tief und weich am Tische im Saal, in lässiger Haltung, mit launisch verwöhnten Mienen, sie saßen in üppiger Sicherheit, aber ihre Rede ging scharf wie dort, wo es gilt, wo Helligkeit, Härte und Notwehr und wachsamer Witz zum Leben geboten sind. Ihr Lob war eine gehaltene Zustimmung, ihr Tadel, behend, geweckt und respektlos, entwaffnete im Handumdrehen, setzte die Begeisterung matt, machte

sie dumm und stumm. Sie nannten „sehr gut" das Werk, das durch eine unverträumte Intellektualität vor jedem Einwand gesichert schien, und sie verhöhnten den Fehlgriff der Leidenschaft. Von Beckerath, zu einem unbewaffneten Enthusiasmus geneigt, hatte schweren Stand, besonders, da er der ältere war. Er ward beständig kleiner auf seinem Stuhl, drückte das Kinn auf die Brust und atmete verstört durch den offenen Mund, bedrängt von ihrer lustigen Übermacht. Sie widersprachen auf jeden Fall, als schiene es ihnen unmöglich, kümmerlich, schimpflich, nicht zu widersprechen, sie widersprachen vorzüglich, und ihre Augen wurden zu blitzenden Ritzen dabei. Sie fielen über ein Wort her, ein einzelnes, das er gebraucht hatte, zerzausten es, verwarfen es, und trieben ein anderes auf, ein tötlich bezeichnendes, das schwirrte, traf und bebend im Schwarzen saß... Von Beckerath hatte rote Augen und bot einen derangierten Anblick, als das Frühstück zu Ende ging.

Plötzlich — man streute sich Zucker auf die Ananasschnitten — sagte Siegmund und verzerrte nach seiner Art beim Sprechen das Gesicht wie jemand, den die Sonne blendet:



„Ach, hören Sie, Beckerath, eh' wir's vergessen noch eins ... Sieglind und ich, wir nahen uns Ihnen in bittender Haltung.. Es ist die ‚Walküre' heute im Opernhaus... Wir möchten sie, Sieglind und ich, noch einmal zusammen hören .... dürfen wir das? Es hängt natürlich von Ihrer Huld und Gnade ab ...."

„Wie sinnig!" sagte Herr Aarenhold.

Kunz trommelte auf dem Tischtuch den Rhythmus des Hunding-Motivs.

Von Beckerath, bestürzt, daß man in irgendeiner

Sache nach seiner Erlaubnis verlangte, antwortete eifrig:

„Aber, Siegmund, gewiß... und Sie, Sieglind... ich finde das sehr vernünftig... gehen Sie unbedingt... ich bin imstande und schließe mich an... Es ist eine vorzügliche Besetzung heute..."

Aarenholds beugten sich lachend über ihre Teller.

Von Beckerath, ausgeschlossen und blinzelnd nach Orientierung ringend, versuchte, so gut es ging, sich an ihrer Heiterkeit zu beteiligen.

Siegmund sagte vor allen Dingen:

„Ach, denken Sie, ich finde die Besetzung schlecht. Im übrigen, seien Sie unserer Dankbarkeit wohl versehen; aber Sie haben uns mißverstanden. Sieglinde und ich, wir bitten, vor der Hochzeit noch einmal allein miteinander die ‚Walküre' hören zu dürfen. Ich weiß nicht, ob Sie jetzt..."

„Aber natürlich ... Ich verstehe vollkommen. Das ist reizend. Sie müssen unbedingt gehen..."

„Danke. Wir danken Ihnen sehr.—Dann lasse ich also Percy und Leiermann für uns anspannen."

„Ich erlaube mir, Dir zu bemerken," sagte Herr Aarenhold, „daß Deine Mutter und ich zum Diner bei Erlangers fahren und zwar mit Percy

und Leiermann. Ihr werdet die Herablassung haben, Euch mit Baal und Zampa zu begnügen und das braune Coupé zu benützen."
„Und Plätze?" fragte Kunz ...
„Ich habe sie längst," sagte Siegmund und warf den Kopf zurück.
Sie lachten, indem sie dem Bräutigam in die Augen sahen.
Herr Aarenhold entfaltete mit spitzen Fingern die Hülse eines Belladonna-Pulvers und schüttete es sich behutsam in den Mund. Er zündete sich hierauf eine breite Zigarette an, die alsbald einen köstlichen Duft verbreitete. Die Diener sprangen herzu, die Stühle hinter ihm und Frau Aarenhold fortzuziehen. Befehl erging, daß der Kaffee im Wintergarten gereicht werde. Kunz verlangte mit scharfer Stimme nach seinem Dogcart, um in die Kaserne zu fahren.

Siegmund machte Toilette für die Oper und zwar seit einer Stunde. Ein außerordentliches und fortwährendes Bedürfnis nach Reinigung war ihm eigen, dergestalt, daß er einen beträchtlichen Teil des Tages vorm Lavoir verbrachte. Er stand jetzt

vor seinem großen, weißgerahmten Empire-Spiegel, tauchte den Puderquast in die getriebene Büchse und puderte sich Kinn und Wangen, die frisch rasiert waren; denn sein Bartwuchs war so stark, daß er, wenn er abends ausging, genötigt war, sich ein zweitesmal davon zu säubern.
Er stand dort ein wenig bunt: in rosaseidenen Unterbeinkleidern und Socken, roten Saffian-Pantoffeln und einer dunkel gemusterten wattierten Hausjacke mit hellgrauen Pelzaufschlägen. Und um ihn war das große, ganz mit weißlackierten und vornehm praktischen Dingen ausgestattete Schlafzimmer, hinter dessen Fenstern die nackten und nebeligen Wipfelmassen des Tiergartens lagen.
Da es allzu sehr dunkelte, ließ er die Leuchtkörper erglühen, die an dem weißen Plafond in großem Kreise angeordnet, das Zimmer mit einer milchigen Helligkeit erfüllten, und zog die samtnen Vorhänge vor die dämmernden Scheiben. Das Licht ward aufgenommen von den wasserklaren Spiegeltiefen des Schrankes, des Waschtisches, der Toilette; es blitzte in den geschliffenen Flakons auf den mit Kacheln ausgelegten

Borden. Und Siegmund fuhr fort, an sich zu arbeiten. Zuweilen bei irgendeinem Gedanken, bildeten seine zusammengewachsenen Brauen über der Nasenwurzel zwei schwarze Falten.

Sein Tag war vergangen, wie seine Tage zu vergehen pflegten: leer und geschwinde. Da das Theater um halb sieben begann und da er schon um halb fünf begonnen hatte, sich umzukleiden, so hatte es kaum einen Nachmittag für ihn gegeben. Nachdem er von zwei bis drei Uhr auf seiner Chaiselongue geruht, hatte er den Tee genommen und dann die überzählige Stunde genützt, indem er, ausgestreckt in einem tiefen Lederfauteuil des Arbeitszimmers, das er mit seinem Bruder Kunz teilte, in mehreren neu erschienenen Romanen je ein paar Seiten gelesen hatte. Er hatte diese Leistungen sämtlich erbärmlich schwach gefunden, immerhin aber ein paar davon zum Buchbinder gesandt, um



sie für seine Bibliothek künstlerisch binden zu lassen.

Übrigens hatte er vormittags gearbeitet. Er hatte die Morgenstunde von zehn bis elf Uhr in dem Atelier seines Professors verbracht. Dieser Professor, ein Künstler von europäischem Ruf, bildete Siegmunds Talent im Zeichnen und Malen aus und erhielt von Herrn Aarenhold zweitausend Mark für den Monat. Es war gleichwohl zum Lächeln, was Siegmund malte. Er wußte es selbst und war weit entfernt, feurige Erwartungen in sein Künstlertum zu setzen. Er war zu scharfsinnig, um nicht zu begreifen, daß die Bedingungen seines Daseins für die Entwickelung einer gestaltenden Gabe nicht eben die günstigsten waren.

Die Ausstattung des Lebens war so reich, so vielfach, so überladen, daß für das Leben selbst beinahe kein Platz blieb. Jegliches Stück dieser Ausstattung war so kostbar und schön, daß es sich anspruchsvoll über seinen dienenden Zweck erhob, verwirrte, Aufmerksamkeit verbrauchte. Siegmund war in den Überfluß hinein geboren, er war seiner ohne Zweifel gewohnt. Und dennoch bestand die Tatsache, daß dieser Überfluß

nie aufhörte, ihn zu beschäftigen und zu erregen, ihn mit beständiger Wollust zu reizen. Es erging ihm darin, ob er wollte oder nicht, wie Herrn Aarenhold, der die Kunst übte, sich eigentlich an nichts zu gewöhnen . . .

Er liebte zu lesen, trachtete nach dem Wort und dem Geist, als nach einem Rüstzeug, auf das ein tiefer Trieb ihn verwies. Aber niemals hatte er sich an ein Buch hingegeben und verloren, wie es geschieht, wenn einem dies eine Buch als das wichtigste, einzige gilt, als die kleine Welt, über die man nicht hinausblickt, in die man sich verschließt und versenkt, um Nahrung noch aus der letzten Silbe zu saugen. Die Bücher und Zeitschriften strömten herzu, er konnte sie alle kaufen, sie häuften sich um ihn, und während er lesen wollte, beunruhigte ihn die Menge des noch zu lesenden. Aber die Bücher wurden gebunden. In gepreßtem Leder, mit Siegmund Aarenholds schönem Zeichen versehen, prachtvoll und selbstgenügsam standen sie da und beschwerten sein Leben wie ein Besitz, den sich zu unterwerfen ihm nicht gelang.

Der Tag war sein, war frei, war ihm geschenkt

mit allen seinen Stunden von Sonnen-Aufgang bis Untergang; und dennoch fand Siegmund in seinem Innern keine Zeit zu einem Wollen, geschweige zu einem Vollbringen. Er war kein Held, er gebot nicht über Riesenkräfte. Die Vorkehrungen, die luxuriösen Zurüstungen zu dem, was das Eigentliche und Ernste sein mochte, verbrauchten, was er einzusetzen hatte. Wieviel Umsicht und Geisteskraft ging nicht auf bei einer gründlichen und vollkommenen Toilette, wieviel Aufmerksamkeit in der Überwachung seiner Garderobe, seines Bestandes an Zigaretten, Seifen, Parfums, wieviel Entschlußfähigkeit in jenem zwei oder dreimal täglich wiederkehrenden Augenblick, da es galt, die Krawatte zu wählen! Und es galt. Es lag daran. Mochten die blonden Bürger des Landes unbekümmert in Zugstiefeletten und Klappkrägen gehen. Er gerade, er mußte unangreifbar und ohne Tadel an seinem Äußeren sein vom Kopf bis zu Füßen . . .

Am Ende, niemand erwartete mehr von ihm, als dies. Zuweilen, in Augenblicken, wenn eine Unruhe um das, was das „Eigentliche" sein mochte, sich schwach in ihm regte, empfand er, wie dieser

Mangel an fremder Erwartung sie wieder lähmte und löste ... Die Zeiteinteilung im Hause war unter dem Gesichtspunkte getroffen, daß der Tag schnell und ohne fühlbare Stundenleere verstreichen möge. Stets rückte rasch die nächste Mahlzeit heran. Man dinierte vor sieben; der Abend, die Zeit des Müßigganges mit gutem Gewissen, war lang. Die Tage entschwanden, und so hurtig kamen und gingen die Jahreszeiten. Man



verbrachte zwei Sommermonate in dem Schlößchen am See, dem weiten und prangenden Garten mit den Tennis-Plätzen, den kühlen Parkwegen und den Bronzestatuen auf dem geschorenen Rasen, – den dritten am Meere, im Hochgebirg, in Gasthöfen, die den Hausstand daheim an Aufwand zu überbieten suchten ... An einigen Wintertagen hatte er sich vor kurzem noch zur Hochschule fahren lassen, um ein zu bequemer Stunde stattfindendes Kolleg über Kunstgeschichte zu hören; er besuchte es nicht mehr, da die Herren, die außer ihm daran teilnahmen,

dem Urteil seiner Geruchsnerven nach bei weitem nicht genug badeten ...

Statt dessen ging er mit Sieglinde spazieren. Sie war an seiner Seite gewesen seit fernstem Anbeginn, sie hing ihm an, seit beide die ersten Laute gelallt, die ersten Schritte getan, und er hatte keinen Freund, nie einen gehabt, als sie, die mit ihm geboren, sein kostbar geschmücktes, dunkel liebliches Ebenbild, dessen schmale und feuchte Hand er hielt, während die reich behangenen Tage mit leeren Augen an ihnen vorüberglitten. Sie nahmen frische Blumen auf ihre Spaziergänge mit, ein Veilchen-, ein Maiglocken-Sträußchen, daran sie abwechselnd rochen, zuweilen auch beide zugleich. Sie atmeten im Gehen den holden Duft mit wollüstiger und fahrlässiger Hingabe, pflegten sich damit wie egoistische Kranke, berauschten sich wie Hoffnungslose, wiesen mit einer inneren Gebärde die übelriechende Welt von sich weg und liebten einander um ihrer erlesenen Nutzlosigkeit willen. Aber was sie sprachen, war scharf und funkelnd gefügt; es traf die Menschen, die ihnen begegneten, die Dinge, die sie gesehen, gehört, gelesen hatten und die

von anderen gemacht waren, von jenen, die dazu da waren, dem Wort, der Bezeichnung, dem witzigen Widerspruch ein Werk auszusetzen...
Dann war von Beckerath gekommen, im Ministerium tätig und von Familie. Er hatte um Sieglind geworben und dabei die wohlwollende Neutralität Herrn Aarenholds, die Fürsprache Frau Aarenholds, die eifernde Unterstützung Kunzens, des Husaren, auf seiner Seite gehabt. Er war geduldig, beflissen und von unendlicher Artigkeit gewesen. Und endlich, nachdem sie ihm oft genug gesagt, daß sie ihn nicht liebe, hatte Sieglind begonnen, ihn prüfend, erwartungsvoll, stumm zu betrachten, mit einem glänzend ernsten Blick, der begrifflos redete, wie der eines Tieres — und hatte Ja gesagt. Und Siegmund selbst, dem sie untertan war, hatte an diesem Ausgang teil, er verachtete sich, aber er war dem nicht entgegen gewesen, weil von Beckerath im Ministerium tätig und von Familie war... Zuweilen, während er an seiner Toilette arbeitete, bildeten seine zusammengewachsenen Brauen über der Nasenwurzel zwei schwarze Falten...
Er stand auf dem Eisbärfell, das vor dem Bette

seine Tatzen ausstreckte und in dem seine Füße verschwanden, und nahm das gefältete Frackhemd, nachdem er sich gänzlich mit einem aromatischen Wasser gewaschen. Sein gelblicher Oberkörper, über den das gestärkte und schimmernde Leinen glitt, war mager wie der eines Knaben und dabei zottig von schwarzem Haar. Er bekleidete sich weiter mit schwarzseidenen Unterhosen, Sokken von schwarzer Seide und schwarzen Strumpfbändern mit silbernen Schnallen, legte die gebügelten Beinkleider an, deren schwarzes Tuch seidig schimmerte, befestigte weißseidene Hosenträger über seinen schmalen Schultern und fing an, den Fuß auf einen Schemel gestellt, die Knöpfe seiner Lackstiefel zu schliessen. — Es klopfte.



„Darf ich kommen, Gigi?“ fragte Sieglinde draußen...
„Ja, komm,“ antwortete er.
Sie trat ein, schon fertig. Sie trug ein Kleid aus seegrüner, glänzender Seide, dessen eckiger Halsausschnitt von einer breiten écru-Stickerei umgeben war. Zwei gestickte Pfauen, einander zugewandt,

hielten oberhalb des Gürtels in ihren Schnäbeln eine Guirlande. Sieglindens tiefdunkles Haar war nun ohne Schmuck; aber an einer dünnen Perlenkette lag ein großer, eiförmiger Edelstein auf ihrem bloßen Halse, dessen Haut die Farbe angerauchten Meerschaums hatte. Über ihrem Arm hing ein schwer mit Silber durchwirktes Tuch.

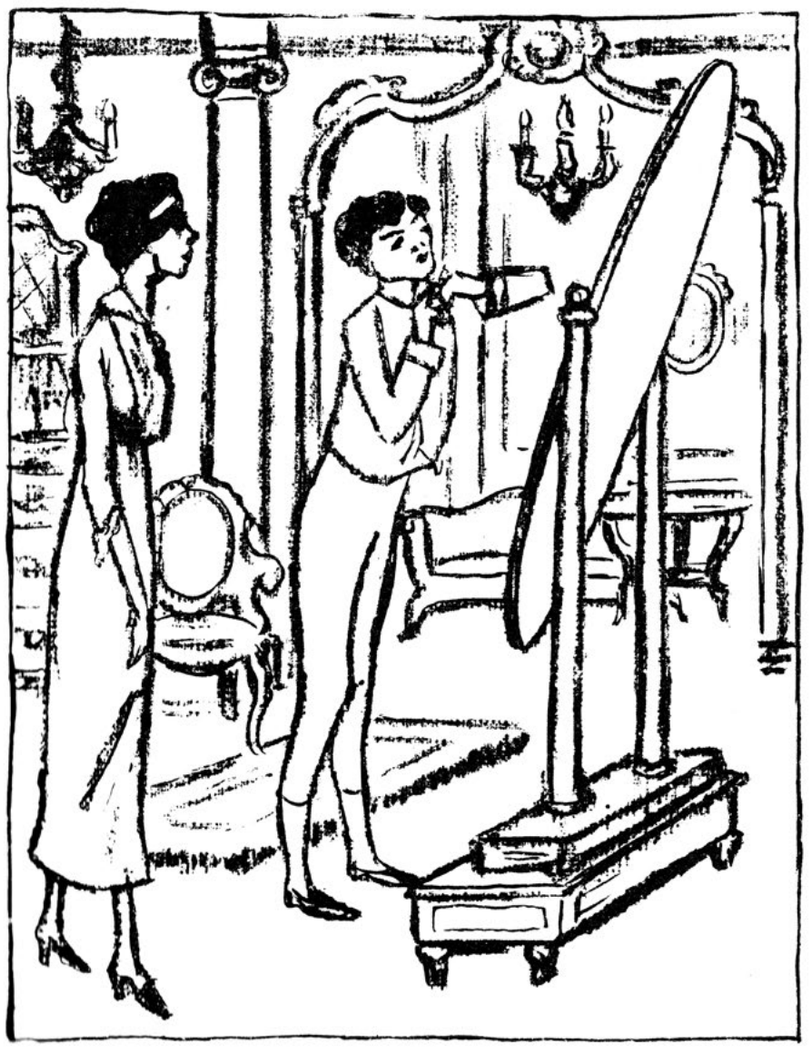
„Ich verhehle dir nicht," sagte sie, „daß der Wagen wartet."

„Ich stehe nicht an, zu behaupten, daß er sich noch zwei Minuten gedulden wird," sagte er, Schlag auf Schlag. Es wurden zehn Minuten. Sie saß auf der weißsamtnen Chaiselongue und sah ihm zu, der eifriger arbeitete.

Er wählte aus einem Farbenwust von Krawatten ein weißes Piquéband und begann, es vorm Spiegel zur Schleife zu schlingen.

„Beckerath," sagte sie, „trägt auch die farbigen Krawatten immer noch quer gebunden, wie es voriges Jahr Mode war."

„Beckerath," sagte er, „ist die trivialste Existenz, in die ich Einblick gewonnen habe." Dann fügte er, sich nach ihr umwendend, hinzu und verzerrte



dabei sein Gesicht wie jemand, den die Sonne blendet:
„Übrigens möchte ich dich bitten, dieses Germanen im Laufe des heutigen Abends nicht mehr Erwähnung zu tun."
Sie lachte kurz auf und antwortete:
„Du kannst dich versichert halten, daß mir das unschwer gelingen wird."
Er legte die tief ausgeschnittene Piqué-Weste an und zog darüber den Frack, den fünfmal probierten Frack, dessen weichseidenes Futter den Händen schmeichelte, während sie durch die Ärmel glitten.
„Laß sehen, welche Knopfgarnitur du genommen hast," sagte Sieglind und trat zu ihm hin. Es war die Amethystgarnitur. Die Knöpfe des Hemdeinsatzes, der Manschetten, der weißen Weste waren von gleicher Art.
Sie betrachtete ihn mit Bewunderung, mit Stolz, mit Andacht, — eine tiefe, dunkle Zärtlichkeit in ihren blanken Augen. Da ihre Lippen so weich aufeinander ruhten, küßte er sie darauf. Sie setzten sich auf die Chaiselongue, um noch einen Augenblick zu kosen, wie sie es liebten.

„Ganz, ganz weich bist du wieder," sagte sie und streichelte seine rasierten Wangen.
„Wie Atlas fühlen sich deine Ärmchen an," sagte er und ließ seine Hand über ihren zarten Unterarm gleiten, während er zugleich den Veilchenhauch ihres Haares atmete.
Sie küßte ihn auf seine geschlossenen Augen; er küßte sie auf den Hals, zur Seite des Edelsteins. Sie küßten einander die Hände. Mit einer süßen Sinnlichkeit liebte jedes das andere um seiner verwöhnten und köstlichen Gepflegtheit und seines guten Duftes willen. Schließlich spielten sie wie kleine Hunde, die sich mit den Lippen beißen. Dann stand er auf.
„Wir wollen heut nicht zu spät kommen," sagte er. Er drückte noch den Mund des Parfümfläschchens auf sein Taschentuch, verrieb einen Tropfen in seinen schmalen und roten Händen, nahm die Handschuhe und erklärte, fertig zu sein.
Er löschte das Licht und sie gingen: den rötlich erhellten Korridor entlang, wo dunkle, alte Gemälde hingen, und vorbei an der Orgel die Treppen hinunter. In der Vorhalle des Erdgeschosses stand Wendelin, riesengroß in seinem langen,



gelben Paletot, und wartete mit den Mänteln. Sie ließen sie sich anlegen. Sieglindens dunkles Köpfchen verschwand zur Hälfte in dem Silberfuchskragen des ihren. Sie gingen, gefolgt von dem Diener, durch den steinernen Flur und traten hinaus.

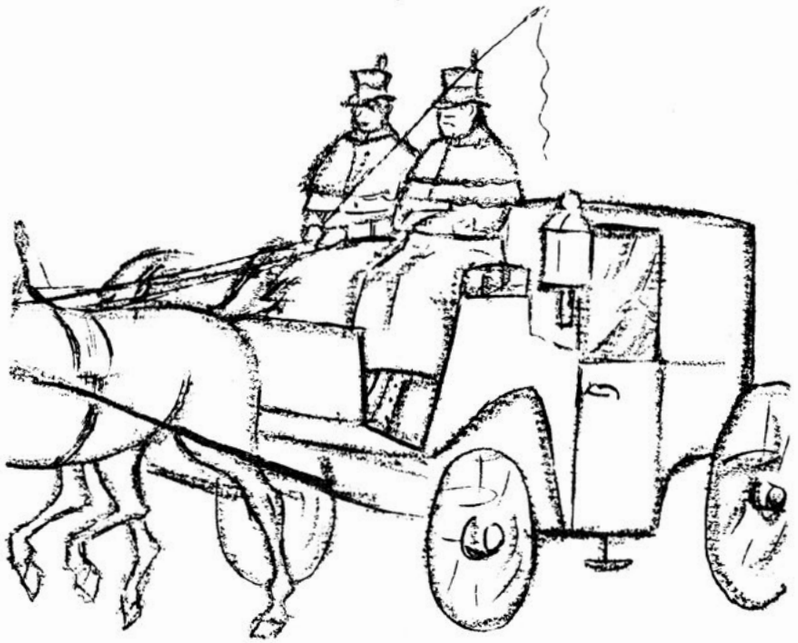


Es war mild und schneite etwas, im weißlichen Licht, in großen, fetzenartigen Flocken. Das Coupé hielt dicht am Hause. Der Kutscher, die Hand am Rosettenhut, hielt sich ein wenig vom Bocke geneigt, indes Wendelin das Einsteigen der Geschwister überwachte. Dann klappte der Schlag, Wendelin schwang sich zum Kutscher, und der Wagen, sofort in schneller Gangart, knirschte über den Kies des Vorgartens, glitt durch die hohe und weit geöffnete Gatterpforte, bog in geschmeidiger Kurve rechtsum und rollte dahin . . .

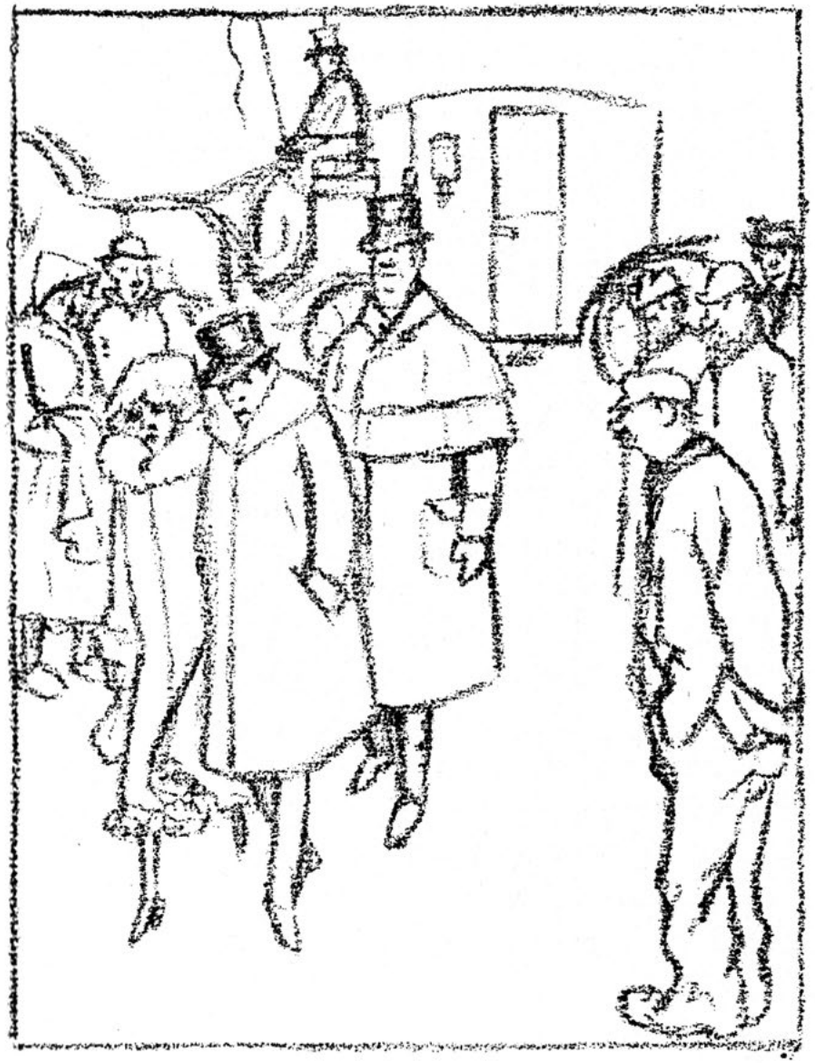
Der kleine, weiche Raum, darin sie saßen, war sanft durchwärmt.

„Soll ich schließen?“ fragte Siegmund . . . Und da sie zustimmte, zog er die braunseidenen Vorhänge vor die geschliffenen Scheiben.

Sie waren im Herzen der Stadt. Lichter stoben hinter den Gardinen vorbei. Rings um den taktfest hurtigen Hufschlag ihrer Pferde, um die lautlose Geschwindigkeit ihres Wagens, der sie



federnd über Unebenheiten des Bodens trug, brauste, gellte und dröhnte das Triebwerk des großen Lebens. Und abgeschlossen davon, weichlich bewahrt davor, saßen sie still in den gesteppten, braunseidenen Polstern, — Hand in Hand.



Der Wagen fuhr vor und stand. Wendelin war am Schlage, um ihnen beim Aussteigen dienlich zu sein. In der Helligkeit der Bogenlampen sahen graue, frierende Leute ihrer Ankunft zu. Sie gingen zwischen ihren forschenden und gehässigen Blicken hindurch, gefolgt von dem Diener, durch das Vestibul. Es war schon spät, schon still. Sie stiegen die Freitreppe empor, warfen ihre Überkleider auf Wendelins Arm, verweilten eine Sekunde nebeneinander vor einem hohen Spiegel und traten durch die kleine Logentür in den Rang. Das Klappen der Sessel, das letzte Aufbrausen des Gesprächs vor der Stille empfing sie. In dem Augenblick, da der Theaterdiener die Samt-Lehnsessel unter sie schob, hüllte der Saal sich in Dunkelheit, und mit einem wilden Akzent setzte drunten das Vorspiel ein.

Sturm, Sturm... Auf leichte und schwebend begünstigte Art hieher gelangt, unzerstreut, unabgenutzt von Hindernissen, von kleinen verstimmenden Widrigkeiten, waren Siegmund und Sieglind sofort bei der Sache. Sturm und Gewitterbrunst, Wetterwüten im Walde. Der rauhe Befehl des Gottes erschallte, wiederholte sich,

verzerrt vor Zorn, und gehorsam krachte der Donner darein. Der Vorhang flog auf, wie vom Sturm auseinandergeweht. Der heidnische Saal war da, mit der Glut des Herdes im Dunklen, dem ragenden Umriß des Eschenstammes in der Mitte.



Siegmund, ein rosiger Mann mit brotfarbenem Bart, erschien in der hölzernen Tür und lehnte sich verhetzt und erschöpft gegen den Pfosten. Dann trugen seine starken, mit Fell und Riemen umwickelten Beine ihn in tragisch schleppenden Schritten nach vorn. Seine blauen Augen unter den blonden Brauen, dem blonden Stirngelock seiner Perücke, waren gebrochenen Blicks, wie bittend, auf den Kapellmeister gerichtet; und endlich wich die Musik zurück, setzte aus, um seine Stimme hören zu lassen, die hell und ehern klang, obgleich er sie keuchend dämpfte. Er sang kurz, daß er rasten müsse, wem immer der Herd gehöre; und beim letzten Wort ließ er sich schwer auf das Bärenfell fallen und blieb liegen, das Haupt auf



den fleischigen Arm gebettet. Seine Brust arbeitete im Schlummer.

Eine Minute verging, ausgefüllt von dem singenden, sagenden, kündenden Fluß der Musik, die zu den Füßen der Ereignisse ihre Flut dahinwälzte. . . . Dann kam Sieglinde von links. Sie hatte einen alabasternen Busen, der wunderbar in dem Ausschnitt ihres mit Fell behangenen Musselinkleides wogte. Mit Staunen gewahrte sie den fremden Mann; und so drückte sie das Kinn auf die Brust, daß es sich faltete, stellte formend die Lippen ein und gab ihm Ausdruck, diesem Erstaunen, in Tönen, die weich und warm aus ihrem weißen Kehlkopf emporstiegen und die sie mit der Zunge, dem beweglichen Munde gestaltete...

Sie pflegte ihn. Zu ihm gebeugt, daß ihre Brust aus dem wilden Fell ihm entgegenblühte, reichte sie ihm mit beiden Händen das Horn. Er trank. Rührend sprach die Musik von Labsal und kühler Wohltat. Dann betrachteten sie einander mit einem ersten Entzücken, einem ersten, dunklen Erkennen, schweigend dem Augenblick hingegeben, der unten als tiefer, ziehender Sang ertönte. . . .

Sie brachte ihm Meth, berührte zuerst das Horn mit den Lippen und sah dann zu, wie er lange trank. Und wieder sanken ihre Blicke ineinander, wieder zog und sehnte sich drunten die tiefe Melodie.... Dann brach er auf, verdüstert, in schmerzlicher Abwehr, ging, indem er seine nackten Arme hängen ließ, zur Tür, um sein Leid, seine Einsamkeit, sein verfolgtes, verhaßtes Dasein von ihr fort, zurück in die Wildnis zu tragen. Sie rief ihn, und da er nicht hörte, ließ sie sich rücksichtslos, mit erhobenen Händen, das Geständnis ihres eignen Unheils entfahren. Er stand. Sie senkte die Augen. Zu ihren Füßen sprach es dunkel erzählend von Leid, das beide verband. Er blieb. Mit gekreuzten Armen stand er vor dem Herd, des Schicksals gewärtig.

Hunding kam, bauchig und x-beinig wie eine Kuh. Sein Bart war schwarz, mit braunen Zotten durchsetzt. Sein geharnischtes Motiv kündigte ihn an, und er stand da, finster und plump auf seinen Speer gelehnt, und blickte mit Büffelaugen auf den Gast, dessen Gegenwart er dann, aus einer Art wilder Gesittung, gut und willkommen hieß. Sein Baß war rostig und kolossal.

Sieglinde rüstete den Abendtisch; und während sie schaffte, ging Hundings langsamer und mißtrauischer Blick hin und her zwischen ihr und dem Fremden. Dieser Tölpel sah sehr wohl, daß sie einander glichen, von ein und derselben Art waren, jener ungebundenen, widerspenstigen und außerordentlichen Art, die er haßte und der er sich nicht gewachsen fühlte....

Dann saßen sie nieder, und Hunding stellte sich vor, erklärte einfach und mit zwei Worten seine einfache, ordnungsgemäße und in der allgemeinen Achtung ruhende Existenz. Er zwang aber Siegmund so, sich ebenfalls bekannt zu geben, was ungleich schwieriger war. Doch Siegmund sang — sang hell und wunderschön von seinem Leben und Leiden und wie zu Zwei er zur Welt gekommen, eine Zwillingsschwester und er... legte sich, nach der Art von Leuten, die ein wenig vorsichtig sein müssen, einen falschen Namen bei und kündete ausgezeichnet von dem Haß, der Scheelsucht, womit man seinen fremdartigen Vater und ihn verfolgt, von dem Brand ihres Saales, dem Entschwinden der Schwester, von dem vogelfreien, gehetzten, verrufenen Dasein

des Alten und Jungen im Walde und wie er zuletzt auch des Vaters geheimnisvollerweise verlustig geworden sei.... Und dann sang Siegmund das Schmerzlichste: seinen Drang zu den Menschen, seine Sehnsucht und seine unendliche Einsamkeit. Um Männer und Frauen, sang er, um Freundschaft und Liebe habe er geworben und sei doch immer zurückgestoßen worden. Ein Fluch habe auf ihm gelegen, das Brandmal seiner seltsamen Herkunft ihn immer gezeichnet. Seine Sprache sei nicht die der anderen gewesen und ihre nicht seine. Was ihm gut geschienen, habe die Mehrzahl gereizt, was jenen in alten Ehren gestanden, habe ihm Galle gemacht. In Streit und Empörung habe er gelegen, immer und überall, Verachtung und Haß und Schmähung sei ihm im Nacken gewesen, weil er von fremder, von hoffnungslos anderer Art, als die andern ...

Es war so überaus kennzeichnend für Hunding, wie er sich zu all dem verhielt. Nichts von Teilnahme und nichts von Verstehen sprach aus dem, was er antwortete: nur Widerwillen und finsteres Mißtrauen gegen Siegmunds fragwürdige, abenteuerliche und unregelmäßige Art von Dasein.



Und als er nun gar begriff, daß er den Geächteten, zu dessen Verfolgung er aufgerufen und ausgezogen war, im eignen Hause habe, da benahm er sich ganz, wie man es von seiner vierschrötigen Pedanterie zu gewärtigen hatte. Mit jener Gesittung, die ihn fürchterlich kleidete, erklärte er wieder, daß sein Haus heilig sei und den Flüchtling für heute schütze, daß er aber morgen die Ehre haben werde, Siegmund im Kampfe zu fällen. Hierauf bedeutete er Sieglinden rauh, ihm drinnen den Nachttrunk zu würzen und im Bette auf ihn zu warten, stieß noch zwei oder drei Drohungen aus und ging dann fort, indem er alle seine Waffen mit sich nahm und Siegmund in der verzweifeltsten Lage allein ließ.

Siegmund aus seinem Fauteuil über die Samtbrüstung gebeugt, stützte den dunklen Knabenkopf in die schmale und rote Hand. Seine Brauen bildeten zwei schwarze Falten, und der eine seiner Füße, nur auf dem Absatz des Lackstiefels stehend, war in einer fortwährenden nervösen, rastlos drehenden und nickenden Bewegung. Er tat dem Einhalt, als er neben sich ein Flüstern hörte: „Gigi . . .“

Und wie er den Kopf wandte, hatte sein Mund einen frechen Zug.
Sieglind bot ihm eine perlmutterne Dose mit Kognak-Kirschen dar.
„Die Marasquino-Bohnen liegen unten," flüsterte sie. Aber er nahm nur eine Kirsche, und während er die Hülse aus Seidenpapier löste, beugte sie sich nochmals zu seinem Ohr und sagte:
„Sie kommt gleich wieder zurück zu ihm."
„Das ist mir nicht vollständig unbekannt," sagte er so laut, daß mehrere Köpfe sich gehässig gegen sie kehrten. . . . Der große Siegmund sang unten für sich allein im Dunkeln. Aus tiefster Brust rief er nach dem Schwert, der blanken Handhabe, die er schwingen könnte, wenn eines Tages in hellem Aufruhr hervorbräche, was jetzt sein Herz noch zornig verschlossen hielt; sein Haß und seine Sehnsucht . . . Er sah den Schwertgriff am Baume leuchten, sah Glanz und Herdfeuer verlöschen, sank zurück zu verzweifeltem Schlummer — und stützte sich köstlich entsetzt auf die Hände, da Sieglind im Dunkeln zu ihm schlich.
Hunding schlief wie ein Stein, betäubt, betrunken gemacht. Sie freuten sich miteinander, daß



der schwere Dummkopf überlistet war, — und ihre Augen hatten dieselbe Art, sich lächelnd zu verkleinern . . . Aber dann sah Sieglind verstohlen den Kapellmeister an und erhielt ihren Einsatz, stellte formend die Lippen ein und sang ausführlich, wie alles stand und lag, — sang herzzerreißend, wie man die Einsame, fremd und wild Erwachsene ungefragt dem finstern und plumpen Manne geschenkt und noch verlangt habe, daß sie sich glücklich preise ob der achtbaren Ehe, geeignet, ihre dunkle Herkunft vergessen zu machen . . . sang tief und tröstlich von dem Alten im Hut und wie er das Schwert in den Stamm der Esche gestoßen — für den Einen, der einzig berufen sei, es aus der Haft zu lösen; sang außer sich, daß er es sein möge, den sie meine und kenne und gramvoll ersehne, der Freund, der mehr, als ihr Freund, der Tröster ihrer Not, der Rächer ihrer Schmach, er, den sie einst verloren und den sie in Schanden beweint, der Bruder im Leid, der Retter, der Befreier. . .
Da aber warf Siegmund seine beiden rosigen, fleischigen Arme um sie, drückte ihre Wange gegen das Fell auf seiner Brust und sang über

ihren Kopf hinaus mit entfesselter und silbern schmetternder Stimme seinen Jubel in alle Lüfte. Seine Brust war heiß von dem Schwur, der ihn mit ihr, der holden Genossin, verband. Alle Sehnsucht seines verrufenen Lebens war gestillt in ihr, und alles, was sich ihm kränkend versagt, wenn er sich zu Männern und Frauen gedrängt, wenn er mit jener Frechheit, welche Scheu und das Bewußtsein seines Brandmals war, um Freundschaft und Liebe geworben hatte, — es war gefunden in ihr. In Schmach lag sie wie er im Leide, entehrt war sie wie er in Acht, und Rache — Rache sollte nun ihre geschwisterliche Liebe sein!

Ein Windstoß fauchte, die große, gezimmerte Tür sprang auf, eine Flut von weißem elektrischen Licht ergoß sich breit in den Saal, und plötzlich entblößt von der Dunkelheit standen sie da und sangen das Lied von dem Lenz und seiner Schwester, der Liebe.

Sie kauerten auf dem Bärenfell, sie sahen sich an im Licht und sangen sich süße Dinge. Ihre nackten Arme berührten sich, sie hielten einander bei den Schläfen, blickten sich in die Augen und ihre Münder waren sich nahe beim Singen.

Ihre Augen und Schläfen, Stirnen und Stimmen, sie verglichen sie miteinander und fanden sie gleich. Das drängende, wachsende Wiedererkennen entriß ihm den Namen des Vaters, sie rief ihn bei seinem: Siegmund! Siegmund! er schwang das befreite Schwert überm Haupt, beseligt sang sie ihm zu, wer sie sei: seine Zwillingsschwester, Sieglinde . . . er streckte trunken die Arme nach ihr, seiner Braut, sie sank ihm ans Herz, der Vorhang rauschte zusammen, die Musik drehte sich in einem tosenden, brausenden, schäumenden Wirbel reißender Leidenschaft, drehte sich, drehte sich und stand mit gewaltigem Schlage still!

Lebhafter Beifall. Das Licht ging auf. Tausend Leute erhoben sich, reckten sich unvermerkt und applaudierten, den Körper schon zum Ausgange, den Kopf noch zur Bühne gewandt, den Sängern, die dort nebeneinander vorm Vorhang erschienen, wie Masken vor einer Jahrmarktsbude. Auch Hunding kam heraus und lächelte artig, trotz allem, was geschehen . . .

Siegmund schob seinen Sessel zurück und stand auf. Es war ihm heiß; auf seinen Wangenknochen,

unter den fahlen und mageren rasierten Wangen, glomm eine Röte.

„Soweit ich in Frage komme," sagte er, „so suche ich nun, bessere Luft zu gewinnen. Übrigens war der Siegmund nahezu schwach."

„Auch fühlte," sagte Sieglinde, „das Orchester sich bewogen, bei dem Frühlingslied schrecklich zu schleppen."

„Sentimental," sagte Siegmund und zuckte im Frack seine schmalen Schultern. „Kommst Du?"

Sie zögerte noch einen Augenblick, saß noch aufgestützt und blickte zur Bühne hinüber. Er sah sie an, als sie aufstand und das Silbertuch nahm, um mit ihm zu gehen. Ihre voll und weich aufeinander ruhenden Lippen zuckten ...

Sie gingen ins Foyer, bewegten sich in der langsamen Menge, grüßten Bekannte, taten einen Gang über die Treppen, zuweilen Hand in Hand.

„Ich möchte Eis nehmen," sagte sie, „wenn es nicht höchstwahrscheinlich so minderwertig wäre."

„Unmöglich!" sagte er. Und so aßen sie von den Süßigkeiten aus ihrer Dose, Kognak-Kirschen

und bohnenförmige Schokolade-Bonbons, die mit Marasquino gefüllt waren.

Als es schellte, sahen sie abseits mit einer Art von Verachtung zu, wie die Menge von Eile ergriffen wurde und sich staute, warteten ab, bis es still auf den Wandelgängen geworden war und traten im letzten Augenblick in ihre Loge, als das Licht schon entwich, die Dunkelheit sich stillend und löschend auf die wirre Regsamkeit des Saales senkte.... Es läutete leise, der Dirigent reckte die Arme, und der erhabene Lärm, dem er befahl, erfüllte wieder die Ohren, die ein wenig geruht hatten.

Siegmund sah ins Orchester. Der vertiefte Raum war hell gegen das lauschende Haus und von Arbeit erfüllt, von fingernden Händen, fiedelnden Armen, blasend geblähten Backen, von schlichten und eifrigen Leuten, die dienend das Werk einer großen, leidenden Kraft vollzogen, — dies Werk, das dort oben in kindlich hohen Gesichten erschien ... Ein Werk! Wie tat man ein Werk? Ein Schmerz war in Siegmunds Brust, ein Brennen oder Zehren, irgendetwas wie eine süße Drangsal — wohin? wonach? Es war so

dunkel, so schimpflich unklar. Er fühlte zwei Worte: Schöpfertum ... Leidenschaft. Und während die Hitze in seinen Schläfen pochte, war es wie ein sehnsüchtiger Einblick, daß das Schöpfertum aus der Leidenschaft kam und wieder die Gestalt der Leidenschaft nahm. Er sah das weiße, erschöpfte Weib auf dem Schoße des flüchtigen Mannes hängen, dem es sich hingegeben, sah ihre Liebe und Not und fühlte, daß so das Leben sein müsse, um schöpferisch zu sein. Er sah sein eigenes Leben an, dies Leben, das sich aus Weichheit und Witz, aus Verwöhnung und Verneinung, Luxus und Widerspruch, Üppigkeit und Verstandeshelle, reicher Sicherheit und tändelndem Haß zusammensetzte, dies Leben, in dem es kein Erlebnis, nur logisches Spiel, keine Empfindung, nur tötendes Bezeichnen gab, — und ein Brennen oder Zehren war in seiner Brust, irgendetwas wie eine süße Drangsal — wohin? wonach? Nach dem Werk? Dem Erlebnis? Der Leidenschaft? Vorhangrauschen und großer Schluß! Licht, Beifall und Aufbruch nach allen Türen. Siegmund und Sieglind verbrachten die Pause wie die vorige. Sie sprachen fast nichts, gingen langsam über



Gänge und Treppen, zuweilen Hand in Hand. Sie bot ihm Kognak-Kirschen, aber er nahm nicht mehr. Sie sah ihn an, und als er den Blick auf sie richtete, zog sie den ihren zurück, ging still und in etwas gespannter Haltung an seiner Seite und ließ es geschehen, daß er sie betrachtete. Ihre kindlichen Schultern, unter dem Silbergewirk, waren ein wenig zu hoch und wagerecht, wie man es an ägyptischen Statuen sieht. Auf ihren Wangenknochen lag dieselbe Hitze, die er auf seinen spürte.

Sie warteten wieder, bis die große Menge sich verlaufen hatte und nahmen im letzten Augenblick ihre Armstühle ein. Sturmwind und Wolkenritt und heidnisch verzerrtes Jauchzen. Acht Damen, ein wenig untergeordnet von Erscheinung, stellten auf der felsigen Bühne eine jungfräuliche und lachende Wildheit dar. Schreckhaft brach Brünhildens Angst in ihre Lustigkeit. Wotans Zorn, fürchterlich herannahend, fegte die Schwestern hinweg, stürzte sich allein auf Brünhilde, machte sie fast zunichte, tobte sich aus und besänftigte sich langsam, langsam zu Milde und Wehmut. Es ging zu Ende. Ein großer

Fernblick, eine erhabene Absicht tat sich auf. Epische Weihe war alles. Brünhilde schlief; der Gott stieg über die Felsen. Dickleibige Flammen, auffliegend und verwehend, lohten rings um die Bretterstätte. In Funken und rotem Rauch, umtänzelt, umzüngelt, umzaubert von dem berauschenden Klingklang und Schlummerlied des Feuers, lag unter Brünne und Schild auf ihrem Mooslager die Walküre ausgestreckt. Jedoch im Schoße des Weibes, das zu erretten sie Zeit gehabt, keimte es zähe fort, das verhaßte, respektlose und gotterwählte Geschlecht, aus welchem ein Zwillingspaar seine Not und sein Leid zu so freier Wonne vereint ...

Als Siegmund und Sieglind aus ihrer Loge traten, stand Wendelin draußen, riesengroß in seinem gelben Paletot, und hielt ihre Überkleider bereit. Hinter den beiden zierlichen und warm vermummten, dunklen, seltsamen Geschöpfen stieg er, ein ragender Sklave, die Treppe hinab.

Der Wagen stand bereit. Die beiden Pferde, hoch, vornehm und einander vollkommen gleich, verharrten auf ihren schlanken Beinen still und blank im Nebel der Winternacht und warfen nur hie

und da auf stolze Art ihre Köpfe. Der kleine, gewärmte, seidengepolsterte Aufenthalt umfing die Zwillinge. Hinter ihnen schloß sich der Schlag. Einen Augenblick, eine kleine Sekunde noch stand das Coupé, leise erschüttert von dem geübten Schwung, mit dem Wendelin sich zum Kutscher emporbegab. Ein weiches und rasches Vorwärts-Entgleiten dann, und das Portal des Theaters blieb dahinten.



Und wieder diese lautlos rollende Geschwindigkeit zum hurtig taktfesten Hufschlag der Pferde, dies sanfte, federnde Getragenwerden über Unebenheiten des Bodens, dies zärtliche Bewahrtsein vor dem schrillen Leben ringsum. Sie schwiegen, abgeschlossen vom Alltag, noch ganz wie auf ihren Sammetstühlen gegenüber der Bühne und gleichsam noch in derselben Atmosphäre.

Nichts konnte an sie, was sie der wilden, brünstigen und überschwänglichen Welt hätte abwendig machen können, die mit Zaubermitteln auf sie gewirkt, sie zu sich und in sich gezogen. . . . Sie begriffen nicht gleich, warum der Wagen stand; sie glaubten, ein Hindernis sei im Wege. Aber sie hielten schon vor dem elterlichen Hause, und Wendelin erschien am Schlage.

Der Hausmeister war aus seiner Wohnung gekommen, um ihnen das Tor zu öffnen.

„Sind Herr und Frau Aarenhold schon zurück?" fragte Siegmund ihn, indem er über des Hausmeisters Kopf hinwegsah und das Gesicht verzerrte, wie jemand, den die Sonne blendet. . .

Sie waren noch nicht zurück vom Diner bei Erlangers. Auch Kunz war nicht zu Hause. Was Märit betraf, so war sie ebenfalls abwesend; niemand wußte wo, da sie durchaus ihre eigenen Wege ging.

Sie ließen sich in der Halle des Erdgeschosses die Überkleider abnehmen und gingen die Treppe hinauf, durch den Vorsaal des ersten Stockes und ins Speisezimmer. Es lag, ungeheuer, in halbdunkler Pracht. Nur über dem gedeckten Tisch

am jenseitigen Ende brannte ein Lüster, und dort wartete Florian. Sie schritten rasch und lautlos über die teppichbelegte Weite. Florian schob die Stühle unter sie, als sie sich setzten. Dann bedeutete ihm ein Wink von Siegmunds Seite, er sei entbehrlich.

Eine Platte mit Sandwiches, ein Aufsatz mit Früchten, eine Karaffe Rotwein standen auf dem Tische. Auf einem gewaltigen silbernen Teebrett summte, umgeben von Zubehör, der elektrisch geheizte Teekessel.



Siegmund aß ein Kaviarbrötchen und trank in hastigem Zuge von dem Wein, der dunkel im zarten Glase glühte. Dann klagte er mit gereizter Stimme, daß Kaviar und Rotwein eine kulturwidrige Zusammenstellung sei. Mit kurzen Bewegungen nahm er eine Zigarette aus seinem

silbernen Etui und begann, zurückgelehnt, die Hände in den Hosentaschen, zu rauchen, indem er die Zigarette mit verzerrter Miene von einem Mundwinkel in den anderen gleiten ließ. Seine Wangen, unter den hervortretenden Knochen, fingen schon wieder an, sich dunkler zu färben vom Bartwuchs. Seine Brauen bildeten an der Nasenwurzel zwei schwarze Falten.

Sieglinde hatte sich Tee bereitet und einen Schluck Burgunder hinzugetan. Ihre Lippen umfaßten voll und weich den dünnen Rand der Tasse, und während sie trank, blickten ihre großen, feuchtschwarzen Augen zu Siegmund hinüber.

Sie setzte die Tasse nieder und stützte den dunklen, süßen, exotischen Kopf in die schmale und rötliche Hand. Ihre Augen blieben auf ihn gerichtet, so sprechend, mit einer so eindringlichen und fließenden Beredsamkeit, daß das, was sie wirklich sagte, wie weniger als nichts dagegen erschien.

„Willst du denn nichts mehr essen, Gigi?"

„Da ich rauche," antwortete er, „ist nicht wohl anzunehmen, daß ich beabsichtige, noch etwas zu essen."

„Aber du hast seit dem Tee nichts genommen, außer Bonbons. Wenigstens einen Pfirsich..."

Er zuckte die Schultern, rollte sie wie ein eigensinniges Kind im Frack hin und her.

„Nun, das ist langweilig. Ich gehe hinauf. Guten Abend."

Er trank den Rest seines Rotweins aus, warf die Serviette fort, stand auf und verschwand, die Zigarette im Munde, die Hände in den Hosentaschen, mit verdrießlich schlendernden Bewegungen in der Dämmerung des Saales.

Er ging in sein Schlafzimmer und machte Licht, — nicht viel, nur zwei oder drei der Lampen, die an der Decke einen weiten Kreis bildeten, ließ er erglühen und stand dann still, im Zweifel, was zu beginnen sei. Der Abschied von Sieglind war nicht von endgültiger Art gewesen. So pflegten sie einander nicht Gute Nacht zu sagen. Sie würde noch kommen, das war sicher. Er warf den Frack ab, legte die mit Pelz besetzte Hausjacke an und nahm eine neue Zigarette. Dann streckte er sich auf die Chaiselongue, setzte sich auf, versuchte die Seitenlage, die Wange im seidenen Kissen, warf sich wieder auf den Rücken

und blieb, die Hände unter dem Kopf, eine Weile so liegen.
Der feine und herbe Duft des Tabaks vermischte sich mit dem der Kosmetiken, der Seife, der aromatischen Wasser. Siegmund atmete diese Wohlgerüche, die in der laulich erwärmten Luft des Zimmers schwammen; er war sich ihrer bewußt und fand sie süßer, als sonst. Die Augen schließend, gab er sich ihnen hin wie jemand, der schmerzlich ein wenig Wonne und zartes Glück der Sinne genießt in der Strenge und Außergewöhnlichkeit seines Schicksals ...
Plötzlich erhob er sich, warf die Zigarette fort und trat vor den weißen Schrank, in dessen drei Teile enorme Spiegel eingelassen waren. Er stand vor dem Mittelstück, ganz dicht, Aug in Aug mit sich selbst, und betrachtete sein Gesicht. Sorgfältig und neugierig prüfte er jeden Zug, öffnete die beiden Flügel des Schrankes und sah sich, zwischen drei Spiegeln stehend, auch im Profil. Lange stand er und prüfte die Abzeichen seines Blutes, die ein wenig niedergedrückte Nase, die voll und weich aufeinander ruhenden Lippen, die hervorspringenden Wangenknochen, sein dichtes,

schwarz gelocktes, gewaltsam auf der Seite gescheiteltes Haar, das ihm weit in die Schläfen wuchs, und seine Augen selbst unter den starken, zusammengewachsenen Brauen, — diese großen, schwarzen und feuchtblanken Augen, die er klagevoll blicken ließ und in müdem Leide.
Hinter sich gewahrte er im Spiegel das Eisbärfell, das vor dem Bette seine Tatzen ausstreckte. Er wandte sich, ging mit tragisch schleppenden Schritten hinüber und nach einem Augenblick des Zögerns ließ er sich der Länge nach auf das Fell sinken, den Kopf auf den Arm gebettet.
Eine Weile lag er ganz still; dann stemmte er den Ellbogen auf, stützte die Wange in seine schmale und rötliche Hand und blieb so, versunken in den Anblick seines Spiegelbildes dort drüben im Schranke. Es pochte. Er schrak zusammen, errötete, wollte sich aufmachen. Aber dann sank er zurück, ließ wieder den Kopf ganz hinab auf den ausgestreckten Arm fallen und schwieg.
Sieglind trat ein. Ihre Augen suchten nach ihm im Zimmer, ohne ihn gleich zu finden. Schließlich gewahrte sie ihn auf dem Bärenfell und entsetzte sich.

„Gigi.. was tust du?.. Bist du krank?“ Sie lief zu ihm, beugte sich über ihn, und mit der Hand über seine Stirn und sein Haar streichend, wiederholte sie: „Du bist doch nicht krank?“



Er schüttelte den Kopf und sah sie an, von unten, auf seinem Arm liegend, von ihr gestreichelt. Sie war, halb fertig für die Nacht, auf Pantöffelchen aus ihrem Schlafzimmer gekommen, das dem seinen am Korridor gegenüber lag. Ihr aufgelöstes Haar fiel hinab auf ihren offenen, weißen Frisiermantel. Unter den Spitzen ihres Mieders sah Siegmund ihre kleinen Brüste, deren Hautfarbe wie angerauchter Meerschaum war.

„Du warst so bös,“ sagte sie; „du gingst so häßlich weg. Ich wollte gar nicht mehr kommen. Aber dann bin ich doch gekommen, weil das keine Gute Nacht war, vorhin . . .“

„Ich habe auf dich gewartet,“ sagte er.

Noch immer im Stehen gebückt, verzog sie vor Schmerz das Gesicht, wodurch die physiognomischen Eigentümlichkeiten ihrer Art außerordentlich hervortraten.

„Was nicht hindert,“ sagte sie in dem gewohnten Ton, „daß meine gegenwärtige Haltung mir ein ziemlich nennenswertes Unbehagen im Rücken verursacht.“

Er warf sich abwehrend hin und her.

„Laß das, laß das... Nicht so, nicht so... So muß es nicht sein, Sieglind verstehst du...“ Er sprach seltsam, er hörte es selbst. Sein Kopf stand in trockener Glut und seine Glieder waren feucht und kalt. Sie kniete nun bei ihm auf dem Fell; ihre Hand in seinem Haar. Er hielt, halb aufgerichtet, einen Arm um ihren Nacken geschlungen und sah sie an, betrachtete sie, wie er vorhin sich selbst betrachtet, ihre Augen und Schläfen, Stirne und Wangen . . .

„Du bist ganz wie ich," sagte er mit lahmen Lippen und schluckte hinunter, weil seine Kehle verdorrt war... „Alles ist... wie mit mir... und für das... mit dem Erlebnis ... bei mir, ist bei dir das mit Beckerath... das hält sich die Wage... Sieglind... und im ganzen ist es... dasselbe, besonders, was das betrifft... sich zu rächen, Sieglind ..."

Es trachtete, sich in Logik zu kleiden, was er sagte, und kam doch gewagt und wunderlich, wie aus wirrem Traum.

Ihr klang es nicht fremd, nicht sonderbar. Sie schämte sich nicht, ihn so Ungefeiltes, so Trübe-Verworrenes reden zu hören. Seine Worte legten sich wie ein Nebel um ihren Sinn, zogen sie hinab, dorthin, woher sie kamen, in ein tiefes Reich, wohin sie noch nie gelangt, zu dessen Grenzen aber, seit sie verlobt war, zuweilen erwartungsvolle Träume sie getragen.

Sie küßte ihn auf seine geschlossenen Augen; er küßte sie auf den Hals unter den Spitzen des Mieders. Sie küßten einander die Hände. Mit einer süßen Sinnlichkeit liebte jedes das andere um seiner verwöhnten und köstlichen Gepflegtheit und seines guten Duftes willen. Sie atmeten diesen



Duft mit einer wollüstigen und fahrlässigen Hingabe, pflegten sich damit wie egoistische Kranke, berauschten sich wie Hoffnungslose, verloren sich in Liebkosungen, die übergriffen und ein hastiges Getümmel wurden und zuletzt nur ein Schluchzen waren — —

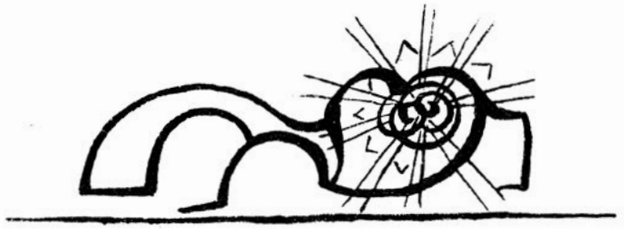
Sie saß noch auf dem Fell, mit offenen Lippen, auf eine Hand gestützt, und strich sich das Haar von den Augen. Er lehnte, die Hände auf dem Rücken, an der weißen Kommode, wiegte sich in den Hüften hin und her und sah in die Luft.



„Aber Beckerath . . .“ sagte sie und suchte ihre Gedanken zu ordnen. „Beckerath, Gigi . . . was ist nun mit ihm? . . .“

„Nun,“ sagte er, und einen Augenblick traten die

Merkzeichen seiner Art sehr scharf auf seinem Gesichte hervor, „dankbar soll er uns sein. Er wird ein minder triviales Dasein führen, von nun an.“



Als Privatdruck des Phantasus-Verlags wurde Thomas Manns „Wälsungenblut“ mit Steindrucken von Th. Th. Heine im Auftrag von Dr. G. M. Richter in der Offizin Dr. C. Wolf & Sohn zu München 1921 gedruckt. Die einmalige Auflage beträgt 530 numerierte und signierte Exemplare. Die Nummern I—XXX wurden von Frieda Thiersch in München mit der Hand in Leder gebunden. Dieser Vorzugsausgabe ist eine Mappe mit Sonderdrucken der Lithographien auf echtem Chinapapier beigegeben. Die Nummern 1—500 wurden in der Werkstatt Carl Herkomer-München gebunden, und zwar 1—30 in Saffian, 31—100 in Antikkalbspergament, 101—200 in Halbleder, 201—300 in Halbpergament, 301—500 in Pappband mit Umschlagzeichnung von Th. Th. Heine.

Dies Exemplar trägt die Nummer



Gedruckt für
Deutsche Bücherei des Börsenvereins
der deutschen Buchhändler zu Leipzig

Nachwort

Nils Louen

> Heute noch, wenn unverhofft eine beziehungsvolle Wendung,
> irgendein abgerissener Klang aus Wagners musikalischem Kosmos mein
> Ohr trifft, erschrecke ich vor Freude.
>
> Thomas Mann, *Betrachtungen eines Unpolitischen*, 1918

Thomas Mann und Wagner – eine ambivalente Beziehung

Thomas Manns Auseinandersetzung mit Wagner zieht sich, ob nun unter ästhetischen, psychologischen oder politischen Gesichtspunkten, durch sein gesamtes Leben und Werk. In seinen 1930 erschienenen *Erinnerungen an das Lübecker Stadttheater* berichtet der gealterte Autor, wie sehr ihm das Theater seiner Heimatstadt vor allem als Besucher des *Lohengrin* in Erinnerung geblieben ist: Als ein »künstlerisches Kapitel-Ereignis [s]eines Lebens« beschreibt er diese »Begegnung mit der Kunst Richard Wagners, […] – eine Begegnung, von deren entscheidender, prägender Wirkung auf meinen Kunstbegriff ich jedesmal gesprochen habe, wenn es Erläuterndes zur geistigen Geschichte meiner Bücher zu sagen galt.«[1] Thomas Mann beschreibt das große Glück jener Stunden im *Lohengrin* – er war damals ein gerade einmal siebzehnjähriger Gymnasiast – voller Hingabe und fügt schließlich hinzu: »[N]och heute weiß ich aus jener Zeit den ›Lohengrin‹ so gut wie auswendig.«[2] Demnach verwundert es nicht, dass Thomas Mann dieses Opernereignis in seine Novelle *Der kleine Herr Friedemann* von 1897 eingearbeitet hat, in diejenige Novelle also, die für ihn selbst von konstitutiver Bedeutung auf dem Weg zum Schriftsteller gewesen ist, wie er seinem Jugendfreund Otto Grautoff in einem auf den 6. April 1897 datierten Brief mitteilt: Dieser Text habe es ihm ermöglicht, sich zum ersten Mal wirklich »künstlerisch auszuleben, […] [s]ich auszudrücken, [s]ich mitzuteilen.«[3]

Dabei lässt schon dieser Text erkennen, wie kunstvoll der einundzwanzigjährige Autor mit Wagners Vorlage arbeitet. Der titelgebende Friedemann, ein körperlich deformierter Außenseiter, lebt ein zurückgezogenes bürgerliches Leben, das endet, sobald er Gerda von Rinnlingen begegnet, einer ebenso distanzierten Figur, die für den Protagonisten eine verhängnisvolle Heimsuchung bedeutet: Die lange verdrängte Sexualität bricht aus und

1 Thomas Mann, *Erinnerungen an das Lübecker Stadttheater*, GKFA 16.1, S. 839. Ich zitiere Thomas Manns Werke, Essays und Briefe, sofern sie dort bereits abgedruckt sind, nach der im S. Fischer Verlag erschienenen Großen kommentierten Frankfurter Ausgabe (GKFA) und gebe jeweils den Band sowie die Seitenzahl an. Ansonsten greife ich auf die Gesammelten Werke (GW) zurück.

2 Ebd., S. 840.

3 Thomas Mann an Otto Grautoff, 6. April 1897. GKFA 21, S. 89.

bringt sein durch Haltung und Maskerade bestimmtes Leben zum Wanken, was schließlich zu seinem Untergang führt. Dabei wird der vollkommene Zusammenbruch seiner bisherigen Existenz durch den im neunten Kapitel der Novelle explizit geschilderten Besuch der *Lohengrin*-Oper markiert, aber nicht nur das – an entscheidender Stelle des Textes wird Friedemann von seiner Angebeteten nach seinem Gebrechen befragt, womit die Maskerade fällt und in gewissem Sinne seine wahre, bislang verdrängte Identität zum Vorschein kommt, was natürlich parallel zum Frageverbot des Schwanenritters im *Lohengrin* gelesen werden kann.[4] Weitere Texte, in denen sich Thomas Mann mit Wagners Opern auseinandersetzt, sind *Tristan* (1903) und natürlich die Novelle *Wälsungenblut*, die bereits im Jahr 1905 entstanden, aber erst 1921 veröffentlicht worden ist. Bemerkenswert vor allem an diesen beiden Texten ist der Umstand, dass die Erzählinstanz einen auffällig ironischen Erzähl- und Sprachduktus an den Tag legt, der erst dann gebrochen wird, wenn Wagners Werke inszeniert werden – dann, plötzlich, scheint alles bitterernst zu sein, todernst, und bisweilen fühlt man sich an
kunstreligiöse Züge erinnert, wenn diese von Jugend an geliebte Musik im Werk Thomas Manns erklingt.[5]

Jenseits dieser (formal-)ästhetischen Perspektiven ist Wagner für Thomas Mann aber auch als Künstler*typus* von fundamentaler Bedeutung. In seinem *Versuch über das Theater* von 1908, wo er ebenfalls auf seine Erinnerungen an das Lübecker Stadttheater zu sprechen kommt, heißt es: »Es war damals, daß mir zuerst die Kunst Richard Wagners entgegentrat, diese moderne Kunst, die man erlebt, erkannt haben muß, wenn man von unserer Zeit irgend etwas verstehen will.«[6] Einen Hinweis auf den modernen Charakter dieser Kunst liefern dann die *Betrachtungen eines Unpolitischen* von 1918, dieser seltsame rechtskonservative Großessay, in dem der Autor auf experimentelle Weise nicht nur den Konservatismus, sondern auch sein eigenes damit zusammenhängendes Künstlertum zu erforschen versucht: »Selten«, heißt es da, »wird auf einen Nicht-Musiker […] der Einfluß Wagners so stark und bestimmend gewesen sein, wie ich es von mir zu bekennen habe. Nicht als Musiker, nicht als Dramatiker […] wirkte er auf mich, sondern als Künstler überhaupt, als der moderne Künstler par excellence, wie Nietzsches Kritik mich gewöhnt hatte ihn zu sehen […].«[7]

Nietzsche selbst hatte ein lebenslanges Verhältnis zu Wagner, das von begeisterter Hingabe in den *Unzeitgemäßen Betrachtungen* bis zu – zumindest vordergründiger – Ablehnung in den späteren Schriften *Der Fall Wagner* und *Nietzsche contra Wagner* reicht. Seine Kritik besteht hauptsächlich darin, dass er, der den Willen zur Macht und bekanntermaßen den Lebenskult des Übermenschen predigt, in Wagners Musik ein Krankheits-

4 Vgl. zu dieser Lesart Barbara Hünnighausen, »Nie sollst Du mich befragen – Die Lohengrin-Frage im Kleinen Herrn Friedemann. Zu den Masken und Formen und einem Königsmythos«, in: *Thomas Mann-Jahrbuch* 25/2012, S. 291–295; vgl. zu dieser Lesart außerdem Heide Eilert, *Das Kunstzitat in der erzählenden Dichtung: Studien zur Literatur um 1900*, Stuttgart: Steiner, 1991, S. 268–280.

5 Vgl. für diese Beobachtung auch Dieter Borchmeyer, *Thomas Mann. Werk und Zeit*, Berlin: Insel Verlag, 2022, S. 284.

6 GKFA 14.1, S. 139.

7 GKFA 13.1, S. 87.

und Dekadenzsymptom zu erkennen meint; Wagner, das ist für Nietzsche im Jahr 1888 nichts anderes als ein sogenannter »Meister hypnotischer Griffe«[8]; Wagner, so Nietzsche, »vermehrt die Erschöpfung« und ist insgesamt »ein grosser Verderb für die Musik. Er hat in ihr die Mittel errathen, müde Nerven zu reizen, – er hat die Musik damit krank gemacht.«[9] Solche Sätze sind auch für Thomas Mann wichtig. Immer wieder hat er sich in seinem Frühwerk mit Verfallssymptomen, mit Krankheit und der Frage nach der Erlösung auseinandergesetzt, und ebenso wie Wagner hat Thomas Mann daran gelitten, sich selbst als Leidenden inszeniert und darin eine *Größe* gesehen. Darüber hinaus ist Thomas Mann der bürgerliche Künstler par excellence, der sich immer wieder die Frage nach der Stellung der Kunst und des Künstlers in einer bürgerlichen Gesellschaft stellt und immer wieder das Außenseitertum, die Zerrissenheit des Künstlers in den Blick nimmt; ein Problemfeld, das paradigmatisch auch Richard Wagner repräsentiert.

Hinzuzufügen ist, dass sich auch Thomas Manns politische Standpunkte an seinem Verhältnis zu Wagner ablesen lassen. Während des Ersten Weltkriegs, also dem Entstehungszeitraum der *Betrachtungen eines Unpolitischen*, ist Wagner für Thomas Mann der *deutsche* Künstler überhaupt, die Musik die *deutscheste* Kunst schlechthin, und immer wieder gilt ihm der Musiker als eine Rückversicherung für seine eigenen chauvinistischen Positionen. Von einer politischen Auseinandersetzung gibt sodann, unter deutlich veränderten Gesichtspunkten und gewissermaßen nach Thomas Manns politischer Entwicklung, der Essay *Leiden und Größe Richard Wagners* Auskunft, der anlässlich des 50. Todestags Richard Wagners entstanden ist und den Thomas Mann zunächst in München, dann in weiteren europäischen Städten gehalten hat und mit dem er für den berühmt-berüchtigten *Protest der Richard-Wagner-Stadt München* gesorgt hat.

Thomas Mann wird in einem offiziellen Aufruf, unterschrieben von 45 Persönlichkeiten (darunter Berühmtheiten wie Hans Pfitzner und Richard Strauss), vorgeworfen, Wagner in den Dreck gezogen zu haben. Bedenkt man den zeitlichen Kontext, mag das nicht verwundern, immerhin plädiert Thomas Mann in diesem Text dafür, Wagner als einen »Psychologen« in der Tradition Sigmund Freuds anzuerkennen. Wagners Auseinandersetzung mit den Mythen und all den darin zu findenden Begehrensstrukturen ist für Thomas Mann ein Beleg dafür, dass sich hier bereits psychoanalytische Theorien wiederfinden. Dass die Nazis sich gegen die Psychoanalyse eines (jüdischen) Freuds gerichtet haben, ist sofort ersichtlich, immerhin könnte man mit der Psychoanalyse das affektgesteuerte Spiel, das sie mit der Bevölkerung gespielt haben, aufdecken. Thomas Mann richtet sich also radikal gegen eine Vereinnahmung Wagners durch die Nationalsozialisten, er wehrt sich gegen eine »Versimpelung« Wagners durch die »patriotischen Ausleger.«[10]

Insgesamt lässt sich also eine lebenslange Auseinandersetzung Thomas Manns mit Wagner konstatieren. Es ist noch zu sagen, dass diese durchaus ambivalente Züge getragen hat, so notiert Thomas Mann am 13.2.1935 in seinem Tagebuch: »Grausiges Gefühl davon, wie dieser als Charakter abscheuliche Kleinbürger tatsächlich vom Nationalsozialismus antizipiert.« Vor allem Wagners Antisemitismus hat er – zu diesem Zeitpunkt – abgelehnt, und dieses Problem beherrscht ja auch die Novelle *Wälsungenblut*, die schon in ihren Entstehungsbedingungen Wagners Züge trägt. In *Der Fall Wagner* schreibt Nietzsche, man müsse einmal versuchen, »Wagner ins Bürgerliche zu übersetzen.« Ganz im Sinne dieser Formel zeigt sich, dass Thomas Mann in *Wälsungenblut* (aber nicht nur hier) versucht hat, Wagners Werk, hier natürlich den Mythos um den Ring des Nibelungen, für Fragen und Probleme der eigenen Gegenwart fruchtbar zu machen – genau das meint die spezifische moderne Thematik von Wagners Kunst, die ich oben bereits angerissen habe. Das Thema, das in *Wälsungenblut* kristallisiert zur Sprache kommt, ist nun die *Lösung der Judenfrage,* wie ein Beitrag Thomas Manns für eine Umfrage im Jahr 1907 heißt, auf den noch ausführlich einzugehen sein wird.

Wälsungenblut: Entstehungs- und Rezeptionsgeschichte

Die Arbeit an seiner »Judengeschichte«[11] bzw. an der von Thomas Mann selbst so bezeichneten »Tiergarten-Novelle«[12] fällt in das Jahr 1905.[13] Ursprünglich sollte der Text 1906 in der *Neuen Rundschau* erscheinen, Thomas Mann zieht ihn jedoch zurück. In einem Brief an den Bruder Heinrich Mann äußert er sich folgendermaßen dazu: »Von meiner Dezember-Reise zurückkehrend, fand ich hier bereits das Gerücht vor, ich hätte eine heftig ›antisemitische‹ (!) Novelle geschrieben, in der ich die Familie meiner Frau fürchterlich compromittiere.«[14] Der Vorwurf teilt sich also in zwei Punkte. Einerseits sei die Novelle grundlegend antisemitisch, andererseits verunglimpfe Thomas Mann in seiner Novelle Katia Manns Familie. Yahya Elsaghe vermutet, dass der Entschluss, die Novelle zurückzuziehen, »weniger an der antisemitischen Tendenz der ›Judengeschichte‹ als vielmehr an den allzu leicht identifizierbaren Bezügen zu den Familienverhältnissen seiner Frau bzw. ihrer Berliner Verwandtschaft«[15] gelegen haben mag. Interessant erscheint hier ein Artikel aus der Neuen Zürcher Zeitung von 1961, den Klaus Pringsheim, der Zwillingsbruder von Katia Mann, veröffentlicht hat:

»Der Autor der ›Buddenbrooks‹ […] schilderte in einer Novelle den Sündenfall eines jüdischen Zwillingspaars, Siegmund und Sieglinde geheißen, und dazu die klägliche Rolle, die der Bräutigam des Mädchens […] in ihrer Familie zu spielen verurteilt war. Welches Zwillingspaar dem Erzähler als Modell vorgeschwebt und welche Familie, lag zum Greifen nahe. Klar, es handelte sich um einen Racheakt des Schriftstellers; mit der Bloßstellung seiner jungen Gattin rächte er alle Erniedrigung, die er als ihr Verlobter in ihrem Elternhaus erlitten.«[16]

8 Friedrich Nietzsche, *Der Fall Wagner (Kritische Studienausgabe in 15 Bänden. Band 6*), München: Dt. Taschenbuch Verlag, 1999, S. 9–53, hier S. 23.

9 Ebd.

10 GW XI, S. 363.

11 Thomas Mann an Heinrich Mann, 20. November 1905. GKFA 21, S. 333.

12 Thomas Mann an Heinrich Mann, 15. Oktober 1905. GKFA 21, S. 329.

13 Vgl. für die Entstehungsgeschichte von *Wälsungenblut* vor allem den Kommentar von Terence J. Reed in der Frankfurter Ausgabe: GKFA 2.2, S. 314–322 und, in verkürzter Form, den Handbuchartikel von Yahya Elsaghe: »Wälsungenblut«, in: *Thomas Mann-Handbuch: Leben – Werk – Wirkung*, hrsg. von Andreas Blödorn und Friedhelm Marx, Stuttgart: Metzler, 2015, S. 132–135.

14 Thomas Mann an Heinrich Mann, 17. Januar 1906. GKFA 21, S. 340.

15 Yahya Elsaghe, »Wälsungenblut« (s. Anm. 13), S. 133.

16 Klaus Pringsheim, »Ein Nachtrag zu *Wälsungenblut*«, in: Neue *Zürcher Zeitung aus dem*

Eine solche Einordnung ist fraglos problematisch. Will man das Werk nur als einen solchen Rachefeldzug verstehen, geht nicht nur der ästhetische Charakter des Textes verloren, sondern auch die Frage nach Bedeutung und Funktion der inhaltlichen Positionen, weshalb die biographischen Gründe hier nicht weiter thematisiert werden sollen. Erwähnenswert scheint nur, dass Thomas Manns Arbeitsweise immer wieder zu derartigen Vorwürfen und Skandalen geführt hat; das prominenteste Beispiel stellt dafür wohl der Debütroman *Buddenbrooks* dar, der in der eigenen Familie für Entrüstung sorgt – vor allem bei Thomas Manns Onkel Friedrich Mann, der sich in der Figur Christian Buddenbrook auf perfide Weise porträtiert sieht und Thomas Mann kurzerhand in den Lübeckischen Anzeigen als Nestbeschmutzer bezeichnet:

»Es sind mir im Laufe der letzten 12 Jahre durch die Herausgabe der ›Buddenbroocks‹ [sic!], verfasst von meinem Neffen, Herrn Thomas Mann in München, […] viele Unannehmlichkeiten erwachsen, die von den traurigsten Konsequenzen für mich waren […]. Ich sehe mich deshalb veranlasst, mich an das lesende Publikum Lübecks zu wenden und dasselbe zu bitten, das oben erwähnte Buch gebührend einzuschätzen. Wenn der Verfasser der ›Buddenbrocks‹ in karikierender Weise seine allernächsten Verwandten in den Schmutz zieht und deren Lebensschicksale eklatant preisgibt, so wird jeder rechtdenkende Mensch finden, dass dieses verwerflich ist. Ein trauriger Vogel, der sein eigenes Nest beschmutzt.«[17]

Gegen solche Anschuldigungen setzt Thomas Mann sich in seinem Essay *Bilse und ich* von 1906 auseinander. Dort erklärt er seine künstlerische Produktionsweise folgendermaßen:

»Es ist *nicht* die Gabe der Erfindung – die der Beseelung ist es, welche den Dichter macht. Und ob er nun eine überkommene Mär oder ein Stück lebendiger Wirklichkeit mit seinem Odem und Wesen erfüllt, die Beseelung, die Durchdringung und Erfüllung des Stoffes mit dem, was des Dichters ist, macht den Stoff zu seinem Eigentum […] Daß dies zu Konflikten mit der achtbaren Wirklichkeit führen kann und muß, welche sehr auf sich hält und sich keineswegs durch Beseelung kompromittieren zu lassen wünscht – das liegt auf der Hand. Aber die Wirklichkeit überschätzt dabei den Grad, in welchem sie für den Dichter, der sie sich aneignet, überhaupt noch Wirklichkeit bleibt […].«[18]

Ein Schriftsteller im Sinne Thomas Manns nimmt sich die Wirklichkeit vor, beseelt sie und macht sie damit zu etwas grundsätzlich Neuem, das mit der Wirklichkeit nur noch wenig zu tun hat; die Kunst avanciert so zu einer eigenständigen Sphäre, in der geistige Probleme verhandelt werden. Natürlich ist nicht auszuschließen, dass Züge der Pringsheims in die Familie Aarenhold eingegangen sind, aber für eine Interpretation des Textes selbst ist das von nur geringem Interesse.

Nachdem Thomas Mann die Novelle zurückzieht, erscheint sie erst im Jahr 1921, jedoch nur in Form eines Privatdrucks und in einer Auflagenhöhe von 530 Exemplaren. Die Ausgabe ist aufwändig gestaltet, enthält Illustrationen von Th. Th. Heine und kostet bis zu 3000 (!) Mark. Der erste allgemein zugängliche Druck erscheint dann erst nach Thomas Manns Tod 1958 in der Stockholmer Gesamtausgabe. Die problematische Entstehungsgeschichte spiegelt sich in der Rezeption des Textes wider.

Jahr 1961. Zit. n. Georg Wenzel (Hrsg.), *Betrachtungen und Überblicke zum Werk Thomas Manns*, Berlin 1966, S. 253–268.

17 Friedrich Mann, »Buddenbrooks«, in: *Lübeckische Anzeigen vom 28. Oktober 1913*.

18 GKFA 14.1, S. 100f.

Wälsungenblut: Interpretation eines problembehafteten Textes

Bevor ich auf die Interpretation von *Wälsungenblut* und auf die in der Forschung kontrovers geführte Diskussion eingehe, inwieweit der Text einer antisemitischen Positionierung unterliegt oder nicht, möchte ich die Konstruktionsprinzipien der ästhetisch überaus anspruchsvollen Novelle erläutern, die Hans Rudolf Vaget nicht ohne Grund als »eine von Manns glänzendsten und gelungensten Erzählungen […] und als ein[] Juwel[] der ganzen europäischen Dekadenzliteratur«[19] bezeichnet. Hierbei spielt, wie schon in *Der kleine Herr Friedemann* oder der *Tristan*-Novelle, Wagner eine besondere Rolle nicht nur wegen der *Walküre*, die *explizit* zur Aufführung gebracht wird, sondern vor allem hinsichtlich spezifischer formalästhetischer Prinzipien, die die Tiefenstruktur des Textes durchziehen und nicht auf den ersten Blick ins Auge stechen. Christine Emig konstatiert, »daß *Wälsungenblut* in der Reihe von Richard Wagner inspirierten Werke dasjenige ist, in dem sich Thomas Mann am konsequentesten mit seiner Vorlage, hier: dem 1. Akt der *Walküre*, auseinandersetzt, ja, daß *Wälsungenblut* die musikalischste seiner Novellen ist – vielleicht sogar das musikalischste seiner Werke!«[20]

Führen wir uns Handlung und Struktur der Novelle noch einmal vor Augen: Nach einer Schilderung des großbürgerlichen jüdischen Milieus erfahren wir, dass Siegmund und Sieglinde den Beamten von Beckerath erwarten, der wiederum Sieglinde heiraten und damit in die Familie einheiraten will. Es kommt zum gemeinsamen Essen, zu spitzzüngigen Anfeindungen gegenüber Beckerath und intimen Blicken der Geschwister. Anschließend wohnen wir Siegmund bei seiner Toilette bei und sehen dabei zu, wie Sieglinde das Bad betritt und mit ihm ›kost‹. In dieser Szenenfolge sieht Emig bereits die Handlung der *Walküre* umgesetzt, in der Siegmund und Sieglinde Hunding erwarten, mit ihm speisen, beide sich trennen und es anschließend zum Inzest kommt. Das Ganze wiederholt sich bei Thomas Mann dann in der Opernszene: Wieder warten die Zwillinge, jetzt nicht auf Beckerath, sondern auf Hundings Auftritt, wieder speisen sie zusammen, erst während der Oper und dann in ihrem Anwesen, wo es abermals zu intensiven Blickwechseln kommt; sie trennen sich abermals, aber nur für kurze Zeit, bis dann schließlich der Inzest erfolgt. Also referiert Thomas Mann, so Emigs aufschlussreiches Ergebnis, »durch Dramaturgie und Struktur seiner Novelle, eingewoben in eine spezifische Wagnersche Leitmotivik, auf sein Vorbild.«[21]

Die fast schon als pedantisch zu bezeichnenden Referenzen auf Wagners Urtext ließen

19 Hans Rudolf Vaget, »Sang réservé in Deutschland: Zur Rezeption von Thomas Manns Wälsungenblut«, in: *The German Quarterly* 57/1984, S. 367–376, hier S. 367.

20 Christine Emig, »›Wagner in verjüngten Proportionen …‹ Thomas Manns Novelle *Wälsungenblut* als epische Wagner-Transkription«, in: *Thomas Mann-Jahrbuch* 7 (1994), S. 169–185, hier S. 170.

21 Ebd., S. 172.

sich an dieser Stelle weiterführen[22], aber mir kommt es jetzt vor allem auf die Funktion der Walkürenhandlung und -aufführung vor dem Hintergrund des eigentlichen Themas an, nämlich der bereits angerissenen ›Judenfrage‹. Festzuhalten ist dafür zunächst, dass der Text voller antisemitischer Stereotype ist. Es werden zahlreiche Details hervorgehoben, vor allem, was die körperlichen Merkmale der Figuren angeht; erwähnt wird etwa die »Hakennase«[23], von der neben der Mutter auch die Zwillinge Siegmund und Sieglinde gezeichnet sind: Sie tragen »dieselbe ein wenig niedergedrückte Nase […].«[24] Dieter Borchmeyer spricht insgesamt, vor allem auf den wilden Bartwuchs Siegmunds verweisend, von »animalische[n] Ingredienzien, die aus der Tiermetaphorik der antijüdischen Polemik und Karikatur seit dem Mittelalter nur allzu bekannt sind.«[25] Auch Siegmunds Reinigungsfetisch ist in diesem Sinne zu verstehen. Beschrieben wird das so: »Siegmund machte Toilette für die Oper, und zwar seit einer Stunde. Ein außerordentliches und fortwährendes Bedürfnis nach Reinigung war ihm eigen, dergestalt, daß er einen beträchtlichen Teil des Tages vorm Lavoir verbrachte.«[26] Es gilt also, die innere, wilde Natur mithilfe permanenter Körperhygiene gleichsam zu bezähmen, um sich äußerlich assimiliert geben zu können und eben nicht, man erinnere sich an Thomas Manns Begriff der Tiergarten-Novelle, animalisch zu wirken. Mit Blick auf den Versuch der Assimilation lassen sich auch weitere Gewohnheiten lesen: Die Anhäufung von europäischer Kunst und Literatur im Hause Aarenhold stellt den Versuch dar, sich in die vorherrschende Kultur einzugliedern. So lässt sich auch Siegmunds Beschäftigung mit der Literatur verstehen: »Er liebte zu lesen, trachtete nach dem Wort und dem Geist als nach einem Rüstzeug […].«[27] Mithilfe eines Rüstzeugs lässt sich eine täuschende Oberfläche produzieren, die über den eigentlichen Wesenskern hinwegtäuschen kann. So konstituiert sich die Ausgangssituation in *Wälsungenblut*, in der also eine eindeutig als jüdisch markierte Familie in einem großbürgerlichen Milieu geschildert und gleichermaßen in ihrer Andersartigkeit ausgestellt wird. Passend dazu will der Beamte Beckerath, der Sieglinde heiraten möchte, ganz einfach nicht in die Familie hineinpassen.

In der Forschung werden diese Merkmale bis heute kontrovers diskutiert. Yahya Elsaghe etwa bezieht eine eindeutige Position. In seinem Handbuchartikel zu *Wälsungenblut* spricht er nicht nur von einer »antisemitischen Tendenz«[28], sondern dezidiert von einer »rassistische[n] Stoßrichtung des Textes«[29] und insistiert darauf, dass die Kernthese des Textes darin besteht, aufzuzeigen, dass Juden wie die Aarenholds, wie sehr sie es auch versuchen, niemals gänzlich in die deutsche Gesellschaft assimilierbar sind, dass sie stets *anders* sind und es auch bleiben müssen (was v.a. an den nicht gänzlich zu tilgenden körperlichen Merkmalen abzulesen ist). »Das Spiel, das der Text seinen Lesern […]

22 Vgl. ebd., S. 179–185.

23 GKFA 2.1, S. 430.

24 GKFA 2.1, S. 430f.

25 Dieter Borchmeyer, *Thomas Mann. Werk und Zeit* (s. Anm. 5), S. 289.

26 GKFA 2.1, S. 440.

27 GKFA 2.1, S. 442.

28 Yahya Elsaghe, Wälsungenblut (s. Anm. 13), S. 133.

29 Ebd., S. 134.

offeriert«, so Elsaghe, »lässt sich so formulieren: Wie erkennt man den Juden unter den Bedingungen seiner so gut wie restlosen Akkulturation? Indem Antworten hierauf immer schon sichergestellt sind – durch die dem leicht durchschaubaren Assimilationsnamen eingeschriebene Figur Aarons, durch die Redundanzen und die Überdeterminiertheit der Körperporträts –, wird letztlich die Diskriminierbarkeit auch der anpassungswilligsten Juden gewährleistet.«[30]

Diese Position ist in der Forschung auf vehementen Widerspruch gestoßen. Fabian Bauer etwa insistiert darauf, dass Thomas Mann »das destruktive Phänomen eines in der deutschen Gesellschaft tief verankerten Hasses gegen Juden sowie die hieraus resultierende Problematik der Assimilation kritisch und äußerst kunstfertig reflektiert«[31] – ein Standpunkt, den auch Hans Rudolf Vaget und Dieter Borchmeyer vertreten. Borchmeyer argumentiert, dass die Stereotype des Textes vor allem dazu dienen sollen, den Antisemitismus vorzuführen und zugleich zu entlarven. Dabei konzentriert sich seine Interpretation, die ich in aller Kürze skizzieren möchte, vor allem auf die Wagnerinszenierung.

Borchmeyer versteht die mythische *Walküren*-Handlung als eine spiegelbildliche Fassung der Tragödie des Judentums und bezieht sich dabei auf eine Äußerung Thomas Manns selbst, der seinen Text einmal mit der Formel einer »Spiegelung der Geschichte des Judentums in der mythischen Handlung der *Walküre*, die dergestalt auf intrikate Weise mit der ›jüdischen Frage‹ verschränkt wird«[32], kommentiert hat. Das ist auf den ersten Blick auch schnell erkennbar, immerhin singt die Siegmund-Figur auf der Bühne vom »Drang zu den Menschen«, von seiner »Sehnsucht und unendliche[n] Einsamkeit.«[33] Siegmund wird auf Thomas Manns Bühne als Außenseiter stilisiert, Hunding in seinem Fremdenhass als »Ur-Antisemit« porträtiert.[34] Den Inzest, den Siegmund und Sieglinde dann zuletzt auf dem Bärenfell begehen, liest Borchmeyer metaphorisch als widerständigen Akt der Absage an die Assimilation, als Reinkarnation und Festigung der jüdischen Identität, die sich trotz aller Assimilationszwänge nicht anpassen *will*, sodass Wagners Welt »zum Medium [wird], die Zwänge der Anpassung zu unterwandern.«[35]

Eine auf formalästhetischer Ebene durchaus schlüssige Argumentation, zweifellos; den Text und Thomas Mann selbst von jeglichen antisemitischen Tendenzen derart bedingungslos freizusprechen halte ich jedoch für problematisch. Dabei besteht das Problem meines Erachtens vor allem darin, dass der Text mit *körperlichen Merkmalen* und also mit einem angeblich substantiellen jüdischen Wesen arbeitet. Auch wenn sich die Zwillinge am Ende dem Zwang der Assimilation widersetzen und ihre jüdische Identität behaupten, geschieht das *nicht* innerhalb der gesellschaftlichen Sphäre, sondern in einem isolierten

30 Ebd.

31 Fabian Bauer, »Antisemitischer Hass und die Problematik der Assimilation in Thomas Manns *Wälsungenblut*«, in: *Menschen als Hassobjekte: Interdisziplinäre Verhandlungen eines destruktiven* Phänomens, Teil 2, hrsg. von Arletta Szmorhun und Pawel Zimniak. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 2022, S. 129–144, hier S. 130.

32 GW XIII, S. 472.

33 GKFA 2.1, S. 451.

34 Dieter Borchmeyer, *Thomas Mann. Werk und Zeit* (s. Anm. 5), S. 295.

35 Ebd., S. 303.

Raum, und zwar über einen *körperlichen* Akt, womit die Behauptung der jüdischen Identität wiederum in jenen Raum verschoben wird, in dem der Andersartigkeit ohnehin nicht entkommen werden kann. Durch den abseitigen Raum unterliegt die Konstitution der jüdischen Identität außerdem keiner *Anerkennung*, sie bleibt zwangsläufig auf sich selbst verwiesen. Damit agiert der Text, so kunstvoll er das auch gestalten mag, letztlich immer noch in einem Rassendiskurs, wie der Titel es auch andeutet: Worum es geht, ist das *Blut* der *Wälsungen*.

Darüber hinaus wäre ich vorsichtig, einen Essay wie *Die Lösung der Judenfrage* heranzuziehen, um für eine Freisprechung Thomas Manns von antisemitischen Standpunkten zu agitieren (wie Borchmeyer es in seinem Text tut). In seinem 2024 erschienenen und vielbeachteten Buch *Was gut ist und was böse – Thomas Mann als politischer Aktivist*, in dem er überzeugend Thomas Manns lebenslanges Verhältnis zum Zionismus bzw. dem Judentum insgesamt herausarbeitet, beschreibt Kai Sina das Problem, um das es mir geht, folgendermaßen: »[S]o eindeutig Mann sich vom ›Rassen-Chauvinismus‹ abgrenzt, so unweigerlich und zeittypisch geht er als ›Philosemit‹ von einem bestimmten Wesen, einer festen Essenz und damit von einer Alterität der Juden im Verhältnis zur nichtjüdischen Mehrheitsgesellschaft aus.«[36] In diesem Essay bekennt sich Thomas Mann dezidiert zur Assimilation als »Lösung der Judenfrage«, und auch hier kommt er immer wieder auf körperliche Merkmale zu sprechen. Es komme, so Thomas Mann, »auf die *Europäisierung* des Judentums an […].« Dies allein führe zu »einer Wiedererhöhung und Veredelung des jüdischen Typus, die ihm alles für gute Europäer Abstoßende nehmen würde […]. Wenn es damit heute noch sehr im argen liegt, wenn das Ghetto dem Juden heute noch in den Augen, dem Nacken, den Händen und zutiefst in der Seele sitzt, so ist das durchaus kein Wunder […]. Es besteht schlechterdings keine Notwendigkeit, daß der Jude immer einen Fettbuckel, krumme Beine und rote, mauschelnde Hände behalte, ein leidvoll-unverschämtes Wesen zur Schau trage und im ganzen einen fremdartig schmierigen Aspekt gewähre.«[37] Vorausgesetzt wird ein körperlich stigmatisierter Jude, wird sogar ein jüdisches Wesen, das der edle Europäer als abstoßend empfindet und das nur durch eine bedingungslose Assimilation abgestreift werden kann. Damit erweist sich auch dieser Text, aus einer anderen Stoßrichtung als *Wälsungenblut*, als problematisch – nicht nur in der heutigen Zeit.

36 Kai Sina, *Was gut ist und was böse. Thomas Mann als politischer Aktivist*, Berlin: Propyläen, 2024, S. 36f.

37 GKFA 14.1, S. 176f.

Über Nils Louen

Nils Louen hat Germanistik und Philosophie an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel studiert. Er promoviert über Thomas Manns *Betrachtungen eines Unpolitischen* und arbeitet als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Buddenbrookhaus in Lübeck. Seine Forschungsschwerpunkte liegen auf der Familie Mann – insbesondere Heinrich und Thomas Mann –, der österreichischen Literatur und der Literaturtheorie.

Verwendete Literatur

1) Bauer, Fabian, »Antisemitischer Hass und die Problematik der Assimilation in Thomas Manns *Wälsungenblut*«, in: *Menschen als Hassobjekte: Interdisziplinäre Verhandlungen eines destruktiven* Phänomens, Teil 2, hrsg. von Arletta Szmorhun und Pawel Zimniak. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 2022, S. 129–144.

2) Borchmeyer, Dieter: Thomas Mann. Werk und Zeit. Berlin: Insel Verlag, 2022.

3) Eilert, Heide, *Das Kunstzitat in der erzählenden Dichtung: Studien zur Literatur um 1900*, Stuttgart: Steiner, 1991, S. 268–280.

4) Elsaghe, Yahya: »Wälsungenblut«, in: *Thomas Mann-Handbuch: Leben – Werk – Wirkung*, hrsg. von Andreas Blödorn und Friedhelm Marx, Stuttgart: Metzler, 2015, S. 132–135.

5) Emig, Christine: ›Wagner in verjüngten Proportionen …‹ Thomas Manns Novelle Wälsungenblut als epische Wagner-Transkription, in: *Thomas Mann-Jahrbuch* 7 (1994), S. 169–185.

6) Hünnighausen, Barbara, »Nie sollst Du mich befragen – Die Lohengrin-Frage im Kleinen Herrn Friedemann. Zu den Masken und Formen und einem Königsmythos«, in: *Thomas Mann-Jahrbuch* 2012 (25), S. 291–295.

7) Mann, Friedrich, »Buddenbrooks«, in: *Lübeckische Anzeigen vom 28. Oktober 1913.*

8) Nietzsche, Friedrich, *Der Fall Wagner (Kritische Studienausgabe in 15 Bänden. Band 6*), München: Dt. Taschenbuch Verlag, 1999, S. 9–53.

9) Sina, Kai, *Was gut ist und was böse. Thomas Mann als politischer Aktivist*, Berlin: Propyläen, 2024.

10) Vaget, Hans Rudolf, »Sang réservé in Deutschland: Zur Rezeption von Thomas Manns Wälsungenblut«, in: *The German Quarterly* 57/1984, S. 367–376.

11) Wenzel, Georg (Hrsg.), *Betrachtungen und Überblicke zum Werk Thomas Manns*, Berlin 1966.

WÄLSUNGENBLUT

Thomas Mann und Richard Wagner

Eine Edition und Ausstellung im Stöckelkeller
anlässlich des 150-jährigen Jubiläums der Bayreuther Festspiele

IMPRESSUM

Nachwort	Nils Louen
Gestaltung und Satz	Lutz Völkl, META-Team
Stöckelkeller-Logo und Illustration	Andre Maier
Technische Umsetzung der Ausstellung auf digitalen Leinwänden	Henning Lohner und Charles Khosla
Gestaltung und Herstellung Wälsungenblut-Bierkrug	Kronacher Keramik Werkstatt, Beate und Markus Schäuble

DANK

Wir danken Norbert Hübsch für den Impuls zu diesem Projekt.

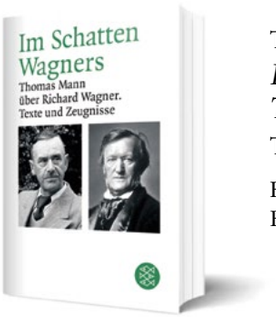
Henning Lohner und Charles Khosla danken wir für die jahrelange Unterstützung unserer Ausstellungen.

Für die freundliche Unterstützung danken wir Nils Louen, dem Buddenbrookhaus und der Deutschen Thomas Mann-Gesellschaft Sitz Lübeck e. V. sowie der S. Fischer Verlag GmbH und der Aufbau Verlage GmbH & Co. KG.

Stöckelkeller
VILLAGE LODGE, GOODS & ARTS

Eine Produktion von
Stöckelkeller Village Lodge, Goods & Arts
im Auftrag der
Grundstücksgemeinschaft Melanie und Arne Christoph Scholz
Obernschreezer Straße 1, 95473 Unternschreez
www.stoeckelkeller.de

Leseempfehlungen



Thomas Mann
Im Schatten Wagners.
Thomas Mann über Richard Wagner.
Texte und Zeugnisse

Herausgegeben und kommentiert von Hans Rudolf Vaget.
Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch, 2005.

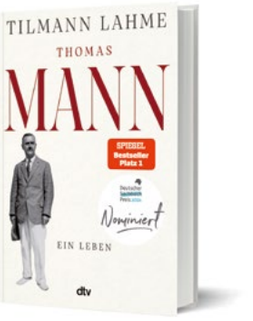
Thomas Mann
Deutsche Hörer!
Radiosendungen nach Deutschland

Neuausgabe mit einem Vorwort und einem Nachwort von Mely Kiyak.
Frankfurt am Main: S. Fischer, 2025.





Florian Illies
Wenn die Sonne untergeht.
Familie Mann in Sanary
Frankfurt am Main: S. Fischer, 2025.



Tilmann Lahme
Thomas Mann
Ein Leben
München: dtv, 2025.

Ausstellungsverzeichnis Stöckelkeller

7.–9. August 2020
Einsturzgefahr – Kunst- und Kulturbaustelle
Arbeiten und Beiträge von Udo Meixner, Bettina Scholz, Georg Schilling, Adrian Roßner, Brückner & Brückner Architekten und Kuchenreuther Architekten.

9.–11. Oktober 2020
EINGESCHLOSSEN [locked in] – Kunst auf digitalen Leinwänden in der alten Dorfwirtschaft
Arbeiten von Banksy, Tim Burton, Lohner Carlson, Zoë Zimmer, Bettina Scholz, Marius Seidlitz und Joe Quesada.

1.–3. Oktober 2021
H_2O – The Art of Water – Kunst-Richtfest
Mit Arbeiten und Beiträgen von Noah Becker, Tess Felix, Chris Herms-Glang, Joel Redman, Kristoffer Schwetje, Kai Diekmann, Ute Janssen, ONDA – Into the Unknown, Sebastian M. Purfürst, Lohner Carlson und Nigel Amson sowie aus den Filmen *20.000 Meilen unter dem Meer* und *The Shape of Water.*

29. Oktober–11. Dezember 2022
Cartoonoscope – Eine Ausstellung von IVES.ONE

5. Juli–25. August 2024
Heroes, Gods & Monsters – Eine Landpartie mit Kunst aus Markgrafenkirchen, Comic & Film
Mit Arbeiten und Beiträgen von Lohner Carlson, David Low, Dina Goldstein, Joe Quesada, David Mack, Kai Heimberg, TnT Art Project, Peter Oumanski, Georg Schilling, Rebecca Dungs und Guido Knopp.

Kunstwerke im Außenbereich
Von IVES.ONE und Thomas Gröhling.



VILLAGE LODGE,
GOODS & ARTS